

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.)

2017 | 3-4

2017

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18410>

Veröffentlichungsversion / published version

Teil eines Periodikums / periodical part

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.): 2017 | 3-4, Jg. 43 (2017),
Nr. 3-4. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18410>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons -
Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/
Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz
finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons -
Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

Markus Behmer, Prof. Dr., geb. 1961, Professor am Institut für Kommunikationswissenschaft der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Promotion 1996 über den Journalisten Leopold Schwarzschild (Publizistik der Weimarer Republik und des Exils). Forschungsschwerpunkte: Medien- und Kommunikationsgeschichte, aktuelle Medienentwicklungen, Journalismusforschung und Kulturkommunikation.
E-Mail: markus.behmer@uni-bamberg.de

Jan Bönkost, geb. 1981, studierte Digitale Medien und Medienkultur an der Uni Bremen und promoviert an der Uni Münster zur Freien Radio Bewegung in der BRD zwischen 1975 und 1985. Er ist Stipendiat der Rosa Luxemburg Stiftung und arbeitet ehrenamtlich im Archiv der sozialen Bewegungen Bremen.
E-Mail: jan@boenkost.de

Michael Crone, Prof. Dr. phil., geb. 1948, studierte Publizistik, Geschichte und Soziologie in Münster und promovierte 1980 über die nationalsozialistische Rundfunkpolitik. 2001 bis 2011 war er Leiter der Abteilung Dokumentation und Archive beim Hessischen Rundfunk, 2011 – 2012 Vorstand des Deutschen Rundfunkarchivs in Frankfurt am Main und Potsdam. Seit 2010 ist er Honorarprofessor an der Hochschule Darmstadt, Informationswissenschaften.
E-Mail: michael.crone@h-da.de

Luisa Drews, M.A., geb. 1988, studierte deutsche Literatur und Romanistik mit Schwerpunkt Französisch an der Humboldt-Universität zu Berlin und an der Universität Wien. Aktuell tätig als Universitätsassistentin am Lehrstuhl für Neuere deutsche Literatur an der Universität Wien. Arbeitstitel des Dissertationsprojekts: „Der Kriegsblinde und das Hörspiel. Ästhetiken und Politiken der Blindheit im deutschsprachigen Rundfunk von den 1920er bis in die 1960er Jahre“, Forschungsinteressen: Mediengeschichte der Literatur, Literatur und Wissen, Mediologie und Medientheorie, Theorien und Methoden der Kulturwissenschaften.
E-Mail: luisa.drews@univie.ac.at

Margarete Keilacker, geb. 1947, Dr. rer. pol., Diplomjournalistin, bis 2012 tätig an der Sektion Journalistik bzw. am neugegründeten Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft in Leipzig. Von 1999 bis 2008 zudem Chefredakteurin des Fachdienstes „Fernseh-Informationen“. Seit 2013 verantwortliche Reakteurin „Rundfunk und Geschichte“. Initiatorin der Studienkreis-Fachgruppe „Rundfunkhistorische Gespräche“.
E-Mail: margarete.keilacker@gmx.de

Nils Lange, geb. 1987, studierte im Bachelor Geschichte, Politik und Verwaltung sowie im Master Zeitgeschichte an der Universität Potsdam. Seit dem Frühjahr 2015 ist er Doktorand am Historischen Institut der Universität Potsdam und seit 2016 Mitglied der Promotionsförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung. Er ist außerdem Lehrbeauftragter an der Universität Potsdam.
E-Mail: nils.lange@uni-potsdam.de

Virginie Philippe, born in 1983, France, is a part-time lecturer at the Rennes 2 University. Since 2013, she has been pursuing her PhD project on a new reading of the Iberian transitions in the light of television under the supervision of Luc Capdevila (Rennes 2 University, France) and Xosé Manoel Núñez Seixas (Ludwig Maximilian University of Munich, Germany). She is a PhD student at the Centre for Research on Political Action in Europe (CRAPE), a French research unit for social sciences, affiliated with the National Center for Scientific Research (CNRS).
E-Mail: virginiephilippelemieux@gmail.com

Dieter Wiedemann, Prof. Dr., geb. 1946, Studium an der Theaterhochschule in Leipzig und an der HFF in Potsdam, postgraduales Studium Pädagogische Psychologie an der Universität Leipzig. Promoviert und habilitiert zu Themen der Film- bzw. Kunstwirkungsforschung. 1971 bis 1989 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentralinstitut für Jugendforschung in Leipzig; seit 1990 an der Hochschule für Film und Fernsehen „Konrad Wolf“ tätig; 1995 bis 2012 Rektor bzw. Präsident der HFF.
E-Mail: dieter.wiedemann@gmx.net

Rundfunk und Geschichte

Nr. 3-4/2017 • 43. Jahrgang

Geschichte des privaten Rundfunks in Bayern

Interview mit Prof. Dr. Markus Behmer

THEMA: RUNDFUNKHISTORISCHE ERINNERUNGEN

Editorial

Markus Behmer

Schöpfen am Brunnen der Vergangenheit

Vom Umgang mit Zeitzeugen als historischen Quellen

„Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“

Gespräch mit Barbara Molsen (Auszüge)

„mit dem Rundfunk sozialisiert“

Gespräch mit Manfred Jenke (Auszüge)

„das treibt mich an und um“

Gespräch mit Jürgen Doetz (Auszüge)

„da war noch so viel Herzblut da...“

Gespräch mit Volker von der Heydt (Auszüge)

Studienkreis-Informationen

Mediale Flieh- und Bindungskräfte. Migration, Identität und Medien
Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte in Bonn

Neuer Vorstand des Studienkreises gewählt

Forum / Dissertationsvorhaben / Rezensionen

IMPRESSUM

Rundfunk und Geschichte
ISSN 0175-4351
Selbstverlag des Herausgebers
erscheint zweimal jährlich
Zitierweise: RuG - ISSN 0175-4351

Herausgeber
Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. / www.rundfunkundgeschichte.de

Beratende Beiratsmitglieder
Prof. Dr. Markus Behmer, Universität Bamberg
Dr. Christoph Classen, ZZF Potsdam
Prof. Dr. Michael Crone, Frankfurt/M.

Redaktion dieser Ausgabe
Dr. Margarete Keilacker, verantwortl. (E-Mail: margarete.keilacker@gmx.de)
Ronald Funke (E-Mail: funke@zzf-potsdam.de)
Dr. Judith Kretzschmar (E-Mail: jkretz@uni-leipzig.de)
Manuel Menke (E-Mail: manuel.menke@phil.uni-augsburg.de)
Dr. Martin Stallmann (E-Mail: zeitgeschichte@martinstallmann.de)
Dr. Alina Laura Tiews (E-Mail: alina.laura.tiews@uni-hamburg.de)

Layout und Endredaktion
Frank und Margarete Keilacker

Druck und Vertrieb
Deutscher Philatelie Service GmbH, Wermisdorf

Redaktionsanschrift
Dr. Margarete Keilacker, Brunnenweg 3, 04779 Wermisdorf/OT Mahlis
Tel.: 034364/889858, E-Mail: margarete.keilacker@gmx.de

Kontodaten: Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V., Frankfurter Sparkasse, IBAN:
DE20 5005 0201 0000 3920 49, BIC: HELADEF1822

Änderungen bei Adressen bzw. beim Abonnement bitte mitteilen an:
Dr. Veit Scheller (E-Mail: scheller.v@zdf.de, Tel: 06131/7014706)

Bisher erschienene Hefte dieser Zeitschrift finden Sie, mit Ausnahme der letzten beiden Jahrgänge, online unter www.rundfunkundgeschichte.de

**Die nächste Jahrestagung des Studienkreises
Rundfunk und Geschichte e.V.**

findet voraussichtlich am 28. und 29. Juni

im Technoseum Mannheim statt.

Inhalt

Interview Geschichte des privaten Rundfunks in Bayern Interview mit Prof. Dr. Markus Behmer, Otto-Friedrich-Universität Bamberg	3
Thema: Rundfunkhistorische Erinnerungen	
Editorial	5
Markus Behmer Schöpfen am Brunnen der Vergangenheit Vom Umgang mit Zeitzeugen als historischen Quellen	7
„Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“ Gespräch mit Barbara Molsen (Auszüge)	18
„mit dem Rundfunk sozialisiert“ Gespräch mit Manfred Jenke (Auszüge)	29
„das treibt mich an und um“ Gespräch mit Jürgen Doetz (Auszüge)	41
„da war noch so viel Herzblut da...“ Gespräch mit Volker von der Heydt (Auszüge)	52
Studienkreis-Informationen	
Mediale Flieh- und Bindungskräfte. Migration, Identität und Medien Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte in Bonn	58
Neuer Vorstand des Studienkreises gewählt	59
Forum	
Wem gehört der öffentlich-rechtliche Rundfunk? Gesellschaftliche Teilhabe und Kontrolle Symposium der Historischen Kommission der ARD 4. bis 5. Mai 2017 in Leipzig (MDR)	60
Big Archive: medial entgrenzt – sozial vernetzt Frühjahrstagung des Vereins für Medieninformation und Mediendokumentation (vfm) 24. bis 26 April 2017 in Mainz (ZDF)	60
Historische Authentizität und Medien Workshop am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam 13. bis 14. Juli 2017	62
DRA-Tätigkeitsbericht 2016	63
moving history Festival des historischen Films in Potsdam 20. bis 24. September 2017	63

Dissertationsvorhaben

Luisa Drews Der Kriegsblinde und das Hörspiel. Ästhetiken und Politiken der Blindheit im deutschsprachigen Rundfunk von den 1920er bis in die 1960er Jahre (Universität Wien)	64
Jan Bönkost Die Freie Radio Bewegung der BRD zwischen 1975 und 1985 – Rekonstruktion einer kritischen Medientheorie und -praxis (Universität Münster)	66
Virginie Philippe A new reading of the Iberian transitions in the light of the small screen, 1973-1982 (Rennes 2 University, France)	68
Nils Lange Matthias Walden als politischer Journalist (Universität Potsdam)	70

Rezensionen

Hans Sarkowicz (Hrsg.) Geheime Sender. Der Rundfunk im Widerstand gegen Hitler. (Ansgar Diller)	72
Susanne Schädlich Briefe ohne Unterschrift. Wie eine BBC-Sendung die DDR herausforderte. (Aline Munkewitz)	72
Nelson Ribeiro & Stephanie Seul (Eds.) Revisiting transnational broadcasting: the BBC's foreign-language services during the Second World War. (Maria Rikitianskaia and Gabriele Balbi, Lugano)	74
Judith Früh Tatort als Fernsehgeschichte. Historiografien und Archäografien eines Mediums (Martin Stallmann)	75
Autorinnen und Autoren dieses Heftes	U4

Geschichte des privaten Rundfunks in Bayern

Interview mit Prof. Dr. Markus Behmer, Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Herr Prof. Behmer, Sie starten in diesen Wochen ein neues Projekt zur Entwicklung des privaten Lokalfunks in Bayern von 1985 bis 2015. Wie sind Sie auf diese Idee gekommen?

Es war nicht allein meine Idee. Der unmittelbare Anstoß kam von Prof. Dr. Manfred Tremel. Er war stellvertretender Direktor des Hauses der Bayerischen Geschichte, ist als Historiker Honorarprofessor an der Katholischen Universität Eichstätt – und ist Vorsitzender des Hörfunkausschusses der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien (BLM). Seit langem plädiert er dafür, auch den privaten Rundfunk als Kulturfaktor gerade in der Region, im lokalen Bereich, ernst zu nehmen und systematisch aufzuarbeiten, wie er sich seit Mitte der 80er Jahre entwickelt hat. Bei mir ist er damit offene Türen eingelaufen.

Als wir, die Archivarinnen Birgit Bernard und Bettina Hasselbring und ich, vor etlichen Jahren an einem Buch über die Archivsituation im Rundfunkbereich arbeiteten (es ist 2014 unter dem Titel „Das Gedächtnis des Rundfunks“ erschienen), mussten wir feststellen, dass Unterlagen zum privaten Rundfunk kaum für die Wissenschaft zugänglich und schon gar nicht systematisch erschlossen sind. Die meisten Sender haben gar keine Archive.

Wenn man sich also nicht bald daran macht, Material zu sichern und mit den Gestaltern des Dualen Systems zu sprechen, ihre Erinnerungen zu nutzen, wird hier vieles kaum mehr genau zu rekonstruieren sein. Also ran.

Worin besteht Ihr Hauptanliegen?

Seit der Etablierung des dualen Rundfunksystems im Jahr 1985 hat sich in Bayern die vielfältigste lokale private Hörfunklandschaft der Bundesrepublik Deutschland entwickelt und es ist auch ein Netz lokaler oder regionaler Fernsehsender entstanden. Ob die Vielzahl der Sender und Programme allerdings mit einer stark erweiterten (insbesondere) lokalen publizistischen Vielfalt einhergeht, ist umstritten, wie es auch keinen allgemeinen Konsens über die gesellschaftliche Bedeutung der seit gut drei Jahrzehnten bestehenden bunten Radio- und TV-Szene unter dem wohl etablierten öffentlich-rechtlichen „Dach“ der BLM gibt. Weithin unstrittig ist die ökonomische Bedeutung des privaten Rundfunks, seine Rolle als Arbeitgeber wie auch als Werbeträger, seine Unterhaltungsfunktion, seine Leistung etwa im Bereich Service.

Manches ist also umstritten, manches unstrittig, wenig hingegen noch eingehend erforscht. Da wollen wir anpacken. Das Ziel ist es, eine Art „Geschichte des privaten Rundfunks in Bayern“ mit dem Schwerpunkt auf den lokalen Sendern zu erarbeiten – und 2020 als Buch zu publizieren.

Wir wollen zunächst politische, rechtliche, technische und ökonomische Rahmenbedingungen darstellen, die Strukturen beschreiben, dann auch Details zur Programmentwicklung, also den Inhalten des lokalen Privatfunks, zur Rezeption und schließlich zu einzelnen Standorten (mindestens in einem ersten Überblick) vermitteln. Erstmal ist dafür freilich Grundlagenforschung angesagt.

Auf welches Material können Sie aufbauen?

Leider auf nicht sehr viel. Der Weg zum Dualen Rundfunk ist recht gut wissenschaftlich aufgearbeitet und es gibt einige Studien, auch z.B. Qualifikationsarbeiten an Unis, die sich etwa mit Rechtsfragen oder der Organisation des privaten Rundfunks befassen, aber insgesamt sind hier große Forschungslücken.

Die schöne Schriftenreihe der BLM umfasst zwar mehr als 100 Bände, aber etwa zu einzelnen Standorten, zu konkreten Programminhalten, zur kulturellen Bedeutung etc. findet sich da nicht sehr viel. Freilich liegen zum Beispiel Broschüren und Festschriften vor, die wir mit auswerten wollen. Es gibt Presseberichte, Interviews und bei der BLM und sicher auch noch vielen anderen Orten existieren Dokumente, die wir heranziehen können – wenn wir denn ran kommen. Und noch gibt es viele Menschen, die die Entwicklung aktiv gestaltet haben. Mit vielen von ihnen wollen wir sprechen.

Welche Methoden sollen eingesetzt werden?

Zunächst gilt es, den aktuellen Forschungsstand gründlich aufzuarbeiten. Mittels Dokumentenanalysen und Zeitzeugenbefragungen (Oral History) soll das derzeit nur verstreut vorliegende, größtenteils nur unzulänglich archivierte Wissen möglichst systematisch zusammengetragen, dokumentiert, dann auch analysiert und schließlich für spätere weitere Nutzung zugänglich gemacht werden

Wer finanziert das Projekt?

Die BLM. Es ist aber keine „Auftragsforschung“, sondern Grundlagenforschung, bei der wir große Freiheiten haben.

Wie sieht denn Ihr Zeitplan aus?

Im Sommersemester 2017 haben wir in einem Masterseminar Grundlagen erarbeitet – und Studierende an das Projekt herangeführt. Noch im Spätherbst wollen wir mit einer Auftaktveranstaltung, zu der wir einige „Zeitzeugen“ einladen, loslegen. Momentan sind wir dabei, das genaue Forschungsdesign auszuarbeiten, 2018 soll es dann losgehen mit den Oral-History-Interviews ...

Das hört sich sehr anspruchsvoll an. Wie ist das zu schaffen? Werden Sie entsprechend viele Mitarbeiter haben?

Es wird nur ein kleines Kernteam sein – mit einer festen Projektmitarbeiterin. Aber wir werden möglichst viele Fachkollegen einzubinden versuchen, sie als Autoren für einzelne Teile des Buches, das wir erarbeiten wollen, gewinnen – und da haben wir auch schon erste Zusagen. Auch Studierende werden wir einbeziehen, die im Rahmen z.B. von Masterarbeiten in die Forschung eingebunden werden.

Können Sie sich Unterstützung von Mitgliedern des Studienkreises Rundfunk und Geschichte vorstellen?

Aber gerne doch! Auf die eine oder den anderen wollen wir gezielt zugehen, um sie als Expertinnen und Experten interviewen zu können. Wenn jemand aus dem Studienkreis eigene Erfahrungen beisteuern und uns Hinweise auf z.B. entlegene Literatur geben kann, weiß, wo wir an Dokumente aus der Frühzeit des Lokalfunks kommen, oder einfach Tipps hat, so ist das hoch willkommen.

(Interview: Margarete Keilacker)

Thema: Rundfunkhistorische Erinnerungen

Editorial

Erinnerungen älterer Rundfunkjournalisten/innen und -funktionäre bestimmen dieses Themenheft. Einerseits halten wir uns da an Cicero: „Erinnerung ist der Wächter aller Dinge“. Andererseits wissen wir dabei, dass Erinnerungen immer subjektiv gefärbt und in der Geschichtswissenschaft „Oral History“ durchaus umstritten sind. Für uns sind Erinnerungen von Zeitzeugen für die Rundfunkgeschichtsschreibung *ein* Baustein, um Entwicklungen und Entscheidungen in der Rundfunklandschaft nachvollziehen, einordnen und bewerten zu können. Dies ist umso wichtiger, als gerade in den Rundfunkanstalten und Rundfunkinstitutionen die schriftliche Überlieferung eher eine marginale Rolle spielt, Unternehmensarchive häufig ein Randdasein führen, wenn es sie denn überhaupt gibt. Vor diesem Hintergrund ist es notwendig, gerade mit den Menschen Gespräche zu führen, die den Rundfunk in den vergangenen Jahrzehnten aktiv erlebt, Prozesse und Entwicklungen initiiert und Entscheidungen verantwortet haben. Ohne ihre Erfahrungen, ihr Wissen und ihre Kenntnisse fehlt eine wichtige Komponente für wissenschaftliche Forschung im Bereich der Rundfunkgeschichte. Aber auch das Leben der besten Medienmacher ist endlich und ihre Erfahrungen dann für nachfolgende Forschergenerationen nicht mehr zugänglich.

Natürlich weisen Gespräche mit Zeitzeugen Erinnerungslücken auf und geben nur die persönliche Einschätzung und Meinung des Interviewten wieder. Aber gerade die individuelle Einordnung und die subjektive Erinnerung können bewirken, dass Kontexte und Entwicklungslinien überhaupt erst erkennbar werden, die z.B. aus der Aktenlage so bislang nicht deutlich wurden. Insofern kann die Subjektivität auch Gewinn eines solchen Gesprächs sein. Dennoch bleibt das Interview nur ein Baustein für wissenschaftliche Forschung, die durch die Recherche in Primär- und Sekundärquellen, soweit vorhanden und zugänglich, ergänzt werden muss.

In diesem Heft werden Ergebnisse der seit zwei Jahren arbeitenden (kleinen) Fachgruppe „Rundfunkhistorische Gespräche“ im Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. präsentiert. Einige ausführliche und intensive Gespräche – mit Hansjürgen Rosenbauer, Helmut Drück und Dietrich Schwarzkopf – sind in Auszügen bereits in den vergangenen Heften erschienen und unter www.rundfunkundgeschichte.de im gesamten Umfang nachlesbar. In dieser Ausgabe erörtert Markus Behmer zunächst, was Oral History als Forschungsmethode kann, und was nicht. Zudem setzen wir den Abdruck weiterer rundfunkhistorischer Gespräche fort. Zeitzeugen aus dem Rundfunkbereich sind der langjährige VPRT-Vorsitzende und Sat.1-Chef Jürgen Doetz, der frühere Hörfunkprogrammleiter des WDR, Manfred Jenke, die ehemalige Hörfunkdirektorin des MDR, Barbara Molsen und Volker von der Heydt, früherer ORB-Fernsehdirektor.

Wichtige Voraussetzung der Interviews war und ist eine offene Gesprächsatmosphäre, die Raum ließ für Erzählungen und die individuelle Erinnerungsarbeit. (Danke, dass uns die meisten Gesprächspartner nach Hause eingeladen und bewirtet haben!) Es bestand kein unmittelbares Verwertungsinteresse, z.B. für Sendezwecke oder eine Printausgabe, aber auch kein konkretes Forschungsprojekt. Das einzige Ziel unserer Bemühungen ist: persönliche Erinnerungen als Quelle für künftige Recherchen und wissenschaftliche Forschung zur Rundfunkgeschichte zu sichern. Wer dennoch „Leitfragen“ vermisst: Für uns war das der jeweilige berufliche Lebenslauf.

Der Studienkreis Rundfunk und Geschichte will die rundfunkhistorischen Gespräche, die von der Medienanstalt Berlin-Brandenburg (mabb) und der Landesmedienanstalt NRW (LfM) dankenswerter Weise finanziell unterstützt werden, auch in Zukunft weiterführen. Gekürzte Fassungen der Gesprächsmitschnitte werden wir weiterhin in dieser Zeitschrift abdrucken und die vollständigen Interviews online zugänglich machen. Über eine Archivierung der Mitschnitte wird auch nachgedacht.

Michael Crone/Margarete Keilacker

Markus Behmer

Schöpfen am Brunnen der Vergangenheit

Vom Umgang mit Zeitzeugen als historischen Quellen¹

„Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen? Dies nämlich dann sogar und vielleicht eben darum, wenn nur und allein das Menschenwesen es ist, dessen Vergangenheit in Rede und Frage steht: dies Rätselwesen, das unser eigenes natürlich-lusthaftes und übernatürlich-elendes Dasein in sich schließt und dessen Geheimnis sehr begreiflicherweise das A und das O all unseres Redens und Fragens bildet, allem Reden Bedrängtheit und Feuer, allem Fragen seine Inständigkeit verleiht.“²

Was Thomas Mann eingangs seines großen Joseph-Romans schillernd-schön poetisch ausdrückt, stellt sich für Rundfunkhistoriker als Problem dar: Wie soll dieses „Rätselwesen“ Mensch erschlossen, wie können dessen „Geheimnisse“ erfragt werden – gerade da, wo keine anderen Quellen als die individuellen Erinnerungen vorliegen?

Ein unsicheres Terrain sind sie, diese Erinnerungen. Der englische Schriftsteller Sebastian Faulks lässt einen seiner Protagonisten im jüngst erschienenen Roman „Der Große Wahn“ sinnieren: „Das Leben eines Menschen besteht nicht aus dem, was geschehen ist, sondern aus seiner Erinnerung daran und der Art und Weise, wie er sich erinnert.“³ Wie nun Medien dazu beitragen können, kulturelles Erinnern zu formen und zu bewahren, darüber haben etwa Jan und Aleida Assmann manches Kluge ausgeführt.⁴

Nicht abstrakt um Erinnern, nicht allgemein um Erinnerungsforschung soll es im Folgenden gehen, sondern konkret um Zeitzeugeninterviews. Um das Erfragen also von Erinnerungen.

Als Einstieg sei eine kleine Anekdote erzählt. Margret Boveri, die 1975 gestorbene „große alte Dame“ des deutschen Journalismus, Mitarbeiterin unter anderem des „Berliner Tageblatts“, der „Frankfurter Zeitung“ wie dann der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, aber auch des 1940 von Goebbels gegründeten NS-Renommierblattes „Das Reich“, bietet sie am Anfang ihres Erinnerungsbuches an die Zeit beim „Tageblatt“: Ein Student der Zeitungswissenschaft habe sie „in den fünfziger Jahren“ besucht, „um mir bestimmte Fragen zu stellen“. Eine „Untersuchung der liberalen Tendenzen im ‚Reich‘“ habe er durchführen sollen, und sie habe ihm einiges dazu erzählt, dann aber aufgefordert, doch auch mit Verantwortlichen für die Zeitung und allgemein die NS-Presselenkung zu sprechen. Boveri weiter: „Der junge Mann erschrak. ‚Das ist doch unmöglich! Das sind doch Nazis. Die würden mich doch anlügen.‘ – ‚Wir alle lügen Sie an‘, war

¹ Der Beitrag ist eine aktualisierte, teils gekürzte und an einigen Stellen ergänzte Neufassung des Aufsatzes Markus Behmer: Quellen selbst erstellen. Grundzüge, Anwendungsfelder und Probleme von Oral History in der medien- und kommunikationsgeschichtlichen Forschung. In: Klaus Arnold, Markus Behmer und Bernd Semrad (Hrsg.): Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Lehr- und Handbuch. Münster 2008, S. 343-361.

² Thomas Mann: Joseph und seine Brüder, Bd.1: Die Geschichten Jaakobs, Frankfurt a. M. 1952, S. 9.

³ Sebastian Faulks: Der große Wahn. Hamburg 2017, S. 332.

⁴ Vgl. z.B. Aleida Assmann und Jan Assmann: Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis. In: Klaus Merten, Siegfried J. Schmidt und Siegfried Weischenberg (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen 1994, S. 114-140.

meine Antwort, „und es ist Ihre Sache, aus den verschiedenen Dingen, die Sie hören, die Wahrheit herauszufinden“⁵.

Zwei Problemkreise sind in dieser kurzen Geschichte angerissen: Da ist zum einen das grundsätzliche erkenntnistheoretische Problem: Was ist Wahrheit? Angesprochen ist die (zunächst durchaus banale) Erfahrung, dass Zeitzeugen, wie Zeugen überhaupt, nicht immer die Wahrheit sagen – oder doch nur ihre subjektive „Wahrheit“. Deutlich wird dies am alltäglichen Phänomen, dass kaum zwei Unfallzeugen den Hergang eines Geschehens gleich schildern; dies weniger, weil sie vorsätzlich lügen würden, sondern vor allem aufgrund unterschiedlicher Wahrnehmungs-, Verdrängungs-, Einordnungs- und Erinnerungsprozesse.

Und da ist zum anderen der Umstand, dass sich ohne Zeugenaussagen – im Alltag wie in manchen Bereichen der Zeitgeschichtsschreibung und auch der Rundfunkforschung – kaum hinreichende Erkenntnisse gewinnen lassen. Wo keine (anderen) Quellen vorliegen, ist man auf Befragungen angewiesen, so unzulänglich das Verfahren auch sein mag, so schwierig auch die Auswertung des Erfragten.

Die Methode der Zeitzeugenbefragung hat einen angloamerikanischen Namen, der sich unter Historikern international eingebürgert hat: Oral History.

Was ist Oral History?

Im Deutschen ist Oral History ein „Verlegenheitsbegriff“⁶, ein „unglückliche(s) und vieldeutige(s), aber öffentlichkeitswirksame(s) Schlagwort“⁷. Ersatzbegriffe sind zum Beispiel „Mündliche Geschichte“⁸ bzw. „Mündlich erfragte Geschichte“⁹, doch konnten sich diese wie andere Übertragungen¹⁰ nicht durchsetzen.

„Oral history is a field of study and a method of gathering, preserving and interpreting the voices and memories of people, communities, and participants in past events. Oral history is both the oldest type of historical inquiry, predating the written word, and one of the most modern, initiated with tape recorders in the 1940s and now using 21st-century digital technologies.“¹¹ So die Definition ihres Gegenstandsbereichs durch die Oral History Association, des 1966 in den USA gegründeten, heute weltweit größten internationalen Fachverbandes der mit dieser Methode arbeitenden Historikerzunft.

Oral History bezeichnet aber nicht nur die Untersuchungsmethode selbst, sondern auch deren Ergebnisse: In der Regel auf Ton- oder Videoband bzw. digital gespeichert-

5 Margret Boveri: Wir lügen alle. Eine Hauptstadtzeitung unter Hitler. Olten/Freiburg i. Br. 1965, S. 9f.

6 Herwart Vorländer (Hrsg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990 (Vorländer 1990), S. 7.

7 Lutz Niethammer: Einführung. In: Ders. (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral history“. Frankfurt a.M. 1985, S. 7-33 (Niethammer 1985), hier S. 26.

8 Gerhard Botz: Neueste Geschichte zwischen Quantifizierung und „Mündlicher Geschichte“. Überlegungen zur Konstituierung einer sozialwissenschaftlichen Zeitgeschichte von neuen Quellen und Methoden her (Botz 1988). In: Ders. u.a. (Hrsg.): „Qualität und Quantität“. Zur Praxis der Methoden der historischen Sozialwissenschaft. Frankfurt a.M./New York 1988, S. 13-42, hier S. 24.

9 Vorländer 1990.

10 Niethammer (1985: 26) nennt als weitere deutsche „Ersatzbegriffe“: „mündliche Lebensgeschichte, diachrones Interview, erinnerte Geschichte, historische Gedächtnisforschung“.

11 Online unter: <http://www.oralhistory.org/about/do-oral-history/> (zuletzt aufgerufen am 11.10.2017).

te und dann meist transkribierte Gesprächsprotokolle, die gleichsam „selbsterzeugte Primärquellen“¹² darstellen.

Mündliche Überlieferungen als Geschichtsquellen zu nutzen, hat eine lange Tradition. Sagen, Mythen und Volkslieder wurden schon früh aufgezeichnet und auf ihren historischen Wesensgehalt hin überprüft, aber auch individuelle Erinnerungen wurden erfragt und als Quellen für Historiendarstellungen herangezogen – so bereits durch die antiken „Urväter“ der modernen Geschichtsschreibung Herodot und Thukydides. Die spezifische Tradition der Oral History, ihre Begriffsgenese, die Herausbildung fester Methoden und die gezielte Archivierung von Oral History-Dokumenten begann aber erst in den dreißiger und vierziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts in den USA.¹³ Insbesondere in den späten sechziger und den siebziger Jahren erlebte Oral History – auch in Europa und speziell in Deutschland – einen großen Aufschwung, der einherging mit einer starken Zuwendung zur Alltagsgeschichte und zur „Geschichte von unten“, wie sie z.B. in der Gründung von „Geschichtswerkstätten“ und lokalen Geschichtsprojekten ihren Ausdruck fand. Gerade in derartigen, häufig von interessierten Amateurforschern getragenen Projekten, aber auch in der akademischen Forschung, wurde (und wird) Oral History meist sehr praxisorientiert betrieben; eine theoretische Methodenreflexion ist wenig ausgeprägt. So warnt dann auch Louis M. Starr, seinerzeit Direktor der ältesten und wohl größten Oral-History-Institution der Welt an der New Yorker Columbia-University, vor „akademischen Allüren“ und schreibt, nicht ganz frei von Selbststilisierung: „Wer sich [...] einmal zur Arbeit an diesem Gebiet entschlossen hat, ist nicht so sehr Wissenschaftler als vielmehr ein Goldgräber, der den Goldgräbern aus der Zeit des kalifornischen ‚Gold Rush‘ an Wagemut sicher in nichts nachsteht, auch wenn er sich einem höheren Ziel verschrieben hat und seine Chancen etwas günstiger stehen.“¹⁴

Das Vorgehen von Oral-History-Forschern ist eng verwandt mit dem in journalistischen Interviews, wenngleich es freilich strengeren Regeln gehorcht. Manche der wegweisenden Oral-History-Arbeiten stammen auch von Journalisten – so z.B. Studs Terkels Studie über die große Depression in den USA der dreißiger Jahre¹⁵, die als „landmark among oral histories“¹⁶ gilt.

„Goldgräber“, die – früher meist mit Kassettenrekordern und heute mit digitalen Aufnahmegeräten, Smartphones oder Digicams ausgestattet – in den Erinnerungen von Zeitzeugen nach historischen Erkenntnissen „schürfen“, gab und gibt es viele. Patricia Pate Havlice hat bereits 1985 in einer annotierten Bibliografie fast 800 Oral-History-Studien und Methodendarstellungen allein aus dem englischen Sprachraum aufgeführt.¹⁷ Die

.....
12 Louis M. Starr: Oral History in den USA. Probleme und Perspektiven (Starr 1985). In: Niethammer 1985, S. 37-74, hier S. 38.

13 Kurze Überblicke zur Geschichte der Oral History finden sich z.B. bei Donald A. Ritchie: *Doing Oral History*. New York 1995 (Ritchie 1995), S. 1-4 und bei Starr 1985, S. 38-48. Eine ausführlichere Darstellung bietet Paul Thompson: *Historiker und Mündliche Geschichte*. In: Gerhard Botz und Josef Weidenholzer (Hrsg.): *Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche „geschichtsloser“ Sozialgruppen*. Wien/Köln 1984, S. 55-84.

14 Starr 1985, S. 37.

15 Vgl. Studs Terkel: *Hard Times: An oral History of the Great Depression*. New York 1970 (deutsch: *Der Große Krach*. Frankfurt a.M. 1972).

16 Patricia Pate Havlice: *Oral History. A Reference Guide and Annotated Bibliographie*. Jefferson/N.C., London 1985 (Havlice 1985), S. 113.

17 Vgl. Havlice 1985.

Spannweite der mündlichen Geschichtsprojekte reicht von der Aufzeichnung der Erinnerungen einzelner Personen oder sehr kleiner Personengruppen (etwa im Bereich der Familienforschung) bis zu gezielten Befragungen großer Schicksalsgemeinschaften.

Oral-History-Forschungseinrichtungen arbeiten an zahlreichen Universitäten, insbesondere in den USA, aber auch z.B. in Hagen, wo 1990 das Institut für Geschichte und Biografie „Deutsches Gedächtnis“ unter der Leitung von Alexander von Plato gegründet worden ist – heute eine der renommiertesten deutschen Dokumentationsstellen lebensgeschichtlicher Interviews.¹⁸ Ferner gibt es nationale und internationale Oral-History-Fachverbände und mehrere Fachzeitschriften, wie z.B. die seit 1973 halbjährlich als Organ der Oral History Association erscheinende „Oral History Review“.

Wozu eignet sich Oral History?

Insbesondere in ihrer Anfangszeit war Oral History vor allem ein Mittel „zur Hintergrund-Illustration und Lückenfüllung, wo schriftliche Quellen nicht oder noch nicht zur Verfügung stehen“¹⁹. So wurden vor allem Eliten befragt: Staatsmänner oder leitende Beamte, um Regierungsvorgänge oder Verwaltungsakte erhellen zu können, zu denen die Akten noch unter Verschluss waren, oder Bekannte herausragender Persönlichkeiten, um deren Biografie mit vertraulicheren Details, Anekdoten oder subjektiven Bewertungen anreichern zu können. Und bis heute wird Oral History, werden Interviews mit Akteuren oder Zeugen, mit Haupt- oder Randpersonen zeitgeschichtlichen Handelns vielfach zu derartigen Zwecken als Ergänzung und im Mix mit anderen Methoden qualitativer Forschung herangezogen.

Früh schon entwickelten sich aber auch spezifische Anwendungsfelder der „mündlich erfragten Geschichte“, insbesondere im Bereich der Sozialgeschichtsforschung. Die Oral History entfaltet, wie der Historiker Gerhard Botz anmerkt, erst dort „ihre Eigenart ganz, wo sie mit Hilfe ihres spezifischen Mediums und ihrer methodischen Möglichkeiten Forschungsthemen erschließt, die sonst nur erschwert in den Griff zu bekommen sind: vor allem also Mentalitäten, Einstellungen, Handlungsstrategien, Sozialisationsstile, Lebensweisen, Intimverhalten, ja in schriftlosen Kulturen und schriftfernen Segmenten unserer Gesellschaft auch politische Vorgänge und Ereignisse“²⁰. Typische Gegenstandsbereiche sind dann etwa Alltagsgeschichtsforschung, die Geschichte der Arbeiterbewegung, auch die historische Frauenforschung und – im Bereich etwa der Ethnologie – die Erforschung jener Volksstämme, die nur mündliche Überlieferung kennen.

Für welche Forschungsthemen ist Oral History im Bereich der Kommunikations- und Mediengeschichte besonders geeignet? Zunächst ist festzustellen, dass die Methode trotz diverser Ansätze noch keine ausgeprägte Tradition im Fach hat. Die Anwendungsmöglichkeiten sind jedoch mannigfaltig. Vielversprechend sind mündliche Zeitzeugenbefragungen beispielsweise in folgenden Untersuchungsfeldern:

.....
¹⁸ Siehe hierzu online unter: <https://www.fernuni-hagen.de/geschichteundbiographie/deutschesgedaechtnis/> (zuletzt aufgerufen am 12.10.2017).

¹⁹ Botz 1988, S. 26.

²⁰ Ebd.

a) Erforschung der Rolle von Medien im Alltag

Es gibt nur wenig verlässliche Quellen dazu, welche Rolle Medien im alltäglichen Leben der breiten Bevölkerung oder bestimmter Bevölkerungssegmente in vergangenen Zeiten spielten. Zeitgenössische wissenschaftliche Erhebungen existieren kaum, Aufzeichnungen in Tagebüchern, Briefen oder ähnlichen Dokumenten liefern meist nur implizite Hinweise. Es ist z.B. eine Binsenweisheit, dass das Radio etwa in den vierziger und fünfziger Jahren mit Hörspielen, Ratgebersendungen, Minidramen und langen Livereportagen andere Funktionen erfüllte als heute. Die Rolle dieses Mediums als „Familienmitglied“ im Kleinbürgermilieu kongenial festgehalten hat etwa Woody Allen 1987 in seiner Meisterkomödie „Radio Days“. „Ich liebe alte Radiogeschichten“, stellt darin der Erzähler eingangs fest, „ich kenne Tausende davon. Jetzt ist alles vergangen – außer den Erinnerungen“²¹. Und derartige Erinnerungen sind kaum schriftlich fixiert, kaum festgehalten. Sie aus dem Gedächtnis der Zeitzeugen zu „heben“, zu bewahren und auch der weiteren Forschung zugänglich zu machen – dazu kann (neben künstlerischen Zugängen à la Woody Allen und mit anderer Zielsetzung) Oral History dienen.

In diesem Bereich der sozialgeschichtlichen Anwendung ist die „mündliche Geschichte“ eng verwandt mit der in der qualitativ-empirischen Sozialforschung entwickelten biografischen Methode. Sie arbeitet ebenfalls vor allem mit Interviews (zieht aber vielfach noch weitere persönliche Dokumente wie Tagebücher, Briefwechsel, Autobiografien etc. heran). Die so erstellten Biografien Einzelner dienen ihr, gruppiert zu „Kollektiverfahrungen“, als „Ansatzpunkt, um die Organisation der Gesellschaft, die Verwobenheit von persönlicher Lebenswelt und sozialer Umwelt zu erkennen“²². In die deutsche Kommunikationswissenschaft fand dieser Ansatz – in Form der medienbiografischen Forschung – erst etwa in den letzten zwanzig Jahren stärkeren Eingang. Untersucht wurden so z.B. die Rolle von Medien im Alltag von Jugendlichen²³ oder – und mit einer stärker historischen Perspektive – die Veränderungen des Kinobesuchs- oder des Fernsehverhaltens im Lebenslauf. Elizabeth Prommer und Christiane Hackl haben für ihre ähnlich angelegten Studien jeweils 96 Auskunftsbereite (je 48 aus München und Leipzig) aus verschiedenen Altersgruppen und Sozialmilieus in ausführlichen Leitfadeninterviews nach ihren Medienerinnerungen befragt und dann versucht, Sozialisationsfaktoren und Variablen im Lebenslauf zu extrahieren, die den Kinobesuch resp. das Fernsehverhalten beeinflussen.²⁴ Und die Rolle des Fernsehens im DDR-Alltag hat Michael Meyen, ähnlich vorgehend, eingehend untersucht.²⁵

.....

21 Vgl. Jan-Uwe Rogge: Radio-Geschichten. Beobachtungen zur emotionalen und sozialen Bedeutung des Hörfunks im Alltag von Vielhörern. In: Media Perspektiven, Heft 3/1988, S. 139-151.

22 Maria Hirzinger: Biographische Medienforschung. Wien/Köln/Weimar, 1991, S. 25. Vgl. a. Ekkehard Sander und Andreas Lange: Der medienbiographische Ansatz. In: Lothar Mikos und Claudia Wegener (Hrsg.): Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch. Konstanz 2005, S. 115-129; Michael Zimmermann: Zeitzeugen. In: Bernd A. Rusinek, Volker Ackermann und Jörg Engelbrecht (Hrsg.): Einführung in die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt: Neuzeit. Paderborn u.a. 1992, S. 13-26; Wolfgang (Hrsg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen 1987; Werner Fuchs: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Opladen 1984; Jan Szczeplanski: Die biographische Methode. In: René König (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. 4: Komplexe Forschungsansätze. Stuttgart 1974, S. 226-252.

23 Vgl. Kurt Luger: Medien im Jugendalltag. Wie gehen die Jugendlichen mit Medien um – Was machen die Medien mit den Jugendlichen? Wien u.a. 1985.

24 Vgl. Elizabeth Prommer: Kinobesuch im Lebenslauf. Eine historische und medienbiographische Studie. Konstanz 1998 und Christiane Hackl: Fernsehen im Lebenslauf. Eine medienbiographische Studie. Konstanz 2001.

25 Vgl. Michael Meyen: Einschalten, Umschalten, Ausschalten? Das Fernsehen im DDR-Alltag. 2003.

b) Historische Rezeptionsforschung

Nicht nur zur lebensweltlichen Rolle der Medien in der Vergangenheit, sondern auch konkret zu deren Nutzung, können Interviews mit Zeitzeugen zumindest Hinweise erbringen, auch wenn es allenfalls in Einzelfällen möglich sein wird, rückblickend genauere Reichweiten zu ermitteln. Zwar lassen sich z.B. aus Zeitungskatalogen und Zeitschriftenadressbüchern etwa aus der Zeit der Weimarer Republik Auflagenangaben und aus statistischen Jahrbüchern die Zahl der Rundfunkteilnehmer oder der Kinobesucher entnehmen, doch ist es aus derartigen Quellen kaum möglich, z.B. etwas über die Struktur der Leserschaft oder über die Nutzung einzelner Sendungen zu erfahren. Hier können Befragungen weiterhelfen. Und will man z.B. ermitteln, wie viele Deutsche im Zweiten Weltkrieg trotz der massiven Strafandrohungen „Feindsender“ gehört haben, so wird man kaum aus anderen Quellen schöpfen können (von Gerichtsakten über Prozesse gegen verhaftete „Schwarz Hörer“ einmal abgesehen).²⁶

Insgesamt ist die Erforschung der Rezeptionsgeschichte allerdings bislang in Deutschland nicht weit gediehen. Systematische Oral-History-Studien sind rar. Gleichsam Pionierarbeit zumindest für die Zeit und das Gebiet der DDR hat hier Michael Meyen geleistet: Durch die Auswertung von rund 100 Tiefeninterviews mit ehemaligen DDR-Bürgern aus unterschiedlichen Alters- und Sozialschichten gelang es ihm, ein wesentlich differenzierteres Bild über die Mediennutzung insbesondere für die achtziger Jahre zu gewinnen – und er konnte eine Typologie der Rezipienten in der DDR erstellen, indem er sechs unterschiedliche „Mediennutzertypen“ idealtypisch voneinander abgrenzte.²⁷

c) Kommunikatorforschung

Nicht nur im Bereich der historischen Publikumsforschung, der die bislang genannten Anwendungsbereiche zuzuordnen sind, kann Oral History ein sinnvolles Werkzeug sein, sondern auch bei der Erforschung der Rolle, des Verhaltens, der Ansichten und der Befindlichkeiten von Medienakteuren.

Will man die Biografie eines/r Journalisten/in oder eines/r Medienverantwortlichen, eines/r Rundfunkmoderators/in, Intendanten/in oder Programmdirektor/in des zwanzigsten Jahrhunderts schreiben, so wird man versuchen, Bekannte und Angehörige, Arbeitskollegen/innen und Gegner/innen von ihm zu befragen, um sich ein umfassendes Bild von dem/der zu Porträtierenden zu verschaffen, – und so Elemente der Oral History zumindest zusätzlich zum Quellenstudium nutzen. Und will man den Berufsalltag oder das Selbstverständnis von Einzelnen oder Gruppen von Medienpersonen in zurückliegenden Abschnitten der Zeitgeschichte untersuchen, so wird es ebenfalls sinnvoll sein, neben Auswertungen von Briefen, autobiografischen Aufzeichnungen, Wirkungsnachweisen etc. auch Interviews zu führen.

Es ist daher sehr zu begrüßen, dass beispielsweise der „Studienkreis Rundfunk und Geschichte“ eine eigene „Fachgruppe Rundfunkhistorische Gespräche“ einrichtete, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, „die Menschen hinter den technischen Erfindungen
.....

²⁶ Vgl. Wolfgang Amanshauser: Schwarz hören in der Nazizeit. Ein vergessenes, dunkles Kapitel in der Rundfunkgeschichte. In: Medien Journal, 8. Jg./1984, Heft 3, S. 9-13.

²⁷ Michael Meyen: Denver Clan und Neues Deutschland. Mediennutzung in der DDR. Berlin 2003.

und programmpolitischen Entscheidungen zu sehen, mit ihnen ins Gespräch zu kommen und ihre Erinnerungen vor dem Vergessen zu bewahren“²⁸. Erste Interviews, die in diesem Rahmen geführt wurden, sind auf der Website des Studienkreises dokumentiert²⁹, vier weitere sind nun in diesem Heft (in Auszügen) abgedruckt.

Wenn, ein Beispiel, Dietrich Schwarzkopf in einem dieser Interviews vom „Netz des Parteiproporz[es]“³⁰ spricht, in dem er in seiner Zeit als Fernsehprogrammleiter des NDR eingesponnen war, so wird dieses Netz – das ganz wesentlich auch ein persönliches Beziehungsnetzwerk war – durch kurze Anekdoten und individuelle Beispiele im weiteren Gesprächsverlauf sehr plastisch nachvollziehbar. Oder wenn Hansjürgen Rosenbauer plaudernd berichtet, dass der legendär unaufgeräumte Schreibtisch bei den Anmoderationen des von ihm moderierten „Kulturweltspiegels“ der 1980er Jahre jedes Mal bewusst inszeniert und umdekoriert wurde, so gibt dies gute Einblicke in die Machart, das Konzept der Sendung und die Hochzeit öffentlich-rechtlichen Bildungsfernsehens allgemein.³¹

Besonders interessant ist mündliche Geschichtsforschung etwa im Hinblick auf das Verhalten von Journalistinnen und Journalisten unter totalitärer Herrschaft, wo aus der Zeit selbst nur wenige verlässliche Äußerungen oder Berichte vorliegen. So ist z.B. der Journalismus in der DDR – nicht zuletzt auch aufgrund der zeitlichen Nähe und der Abgeschlossenheit des Gegenstands – heute ein interessantes Feld für Oral-History-Projekte.

Drei seien hier exemplarisch angeführt: Michael Meyen und Anke Fiedler haben 2010 einen inspirierenden Reader mit insgesamt 31 biografischen Interviews mit ehemaligen Journalisten und auch Medienpolitikern – von Hans Modrow und Günter Schabowski bin hin zu Redaktionsleitern und einfachen Redakteuren z.B. beim „Neuen Deutschland“, der „Jungen Welt“, dem ADN und auch dem Rundfunk der DDR – vorgelegt, die auch zu einer Art „Kollektivbiographie“ komprimiert werden und neue, andere Einblicke in die inneren Zusammenhänge der Mediengestaltung, die Medienlenkung und die Motive der Macher geben.³² 1992 hat Renate Schubert ein (nicht primär wissenschaftliches) Bändchen mit 16 Protokollen von Gesprächen mit Journalistinnen und Journalisten der DDR veröffentlicht, in denen insbesondere die Befindlichkeiten nach der deutschen Wiedervereinigung im Vordergrund stehen.³³ Und bereits 1990 führten Peter Ludes und Mitarbeiter 30 Interviews mit ehemaligen Angehörigen des DDR-Fernsehfunks, um so eine Innensicht insbesondere von den Strukturen und Abläufen bei der Hauptnachrichtensendung „Aktuelle Kamera“ zu gewinnen.³⁴

.....

28 Judith Ketzschmar und Susanne Hennings: Fachgruppe Rundfunkhistorische Gespräche. Online unter: <http://rundfunkundgeschichte.de/fachgruppen/fachgruppe-rundfunkhistorische-gespraech/> (zuletzt aufgerufen am 17.10.2017).

29 Siehe online unter: <http://rundfunkundgeschichte.de/zeitzeugen/> (zuletzt aufgerufen am 17.10.2017).

30 Michael Crone: Zeitzeugengespräch mit Dietrich Schwarzkopf. Online unter: <http://rundfunkundgeschichte.de/zeitzeugen/> (zuletzt aufgerufen am 17.10.2017).

31 Margarete Keilacker: Rundfunkhistorisches Gespräch mit Hansjürgen Rosenbauer. Online unter: <http://rundfunkundgeschichte.de/zeitzeugen/> (zuletzt aufgerufen am 17.10.2017).

32 Vgl. Michael Meyen und Anke Fiedler: Die Grenze im Kopf. Journalisten in der DDR. Berlin 2010.

33 Vgl. Renate Schubert: Ohne größeren Schaden? Gespräche mit Journalistinnen und Journalisten der DDR. München 1992.

34 Vgl. Peter Ludes (Hrsg.): DDR-Fernsehen intern. Von der Honecker-Ära bis „Deutschland einig Fernsehland“. Berlin 1990 (Ludes 1990).

d) Untersuchungen zur Geschichte von einzelnen Medien und Institutionen

Wie bei Ludes nicht so sehr die befragten Journalisten selbst, sondern vielmehr der Sender bzw. die Sendung im Zentrum des Interesses stehen, so kann Oral History auch ein Werkzeug zur Erforschung der Geschichte von Organisationen sein. So etwa, um das Innenleben der NS-Wochenzeitung „Das Reich“ zu sezieren, wie der von Margret Boveri in der eingangs zitierten Anekdote erwähnte Student es versuchte. Und in anderen Bereichen, bei anderen Institutionen, gibt es aufgrund fehlender oder nicht öffentlich zugänglicher Quellen kaum eine Alternative zur mündlichen Geschichtsforschung. „Gerade für das nationalsozialistische Fernsehen z.B.“, so stellte etwa Knut Hickethier schon 1987 fest, „ist dies, da der größte Teil der Unterlagen verloren gegangen oder für die Forschung unzugänglich ist, oft die einzige Form[,] Details über die Programmproduktion oder über Entscheidungsprozesse innerhalb des Apparats zu erfahren“.³⁵

Unzulänglichkeiten und Probleme der Oral History

Trotz der vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten und obgleich sich gewisse wissenschaftliche Standards in der Durchführung von Oral-History-Projekten etabliert haben, ist die Methode bis heute umstritten. Evidenten Möglichkeiten stehen deutliche Schwächen gegenüber. Weniger gravierend scheinen dabei Probleme der praktischen Durchführung, wie sie oben bereits teilweise aufschienen – etwa Schwierigkeiten bei der Auswahl und im (notwendig sensiblen) Umgang und der Verständigung mit den Gesprächspartnern, wie dann auch bei der Transkription und der Auswertung der Interviews. Derartige handwerkliche Probleme lassen sich bei wissenschaftlich-sorgfältiger Projektdurchführung in den Griff bekommen. Grundsätzlich problematisch ist hingegen der Umstand, dass es sich bei Oral-History-Interviews um nachträglich erzeugte Dokumente handelt – und daher nicht um Quellen im eigentlichen Sinne. Solche nämlich müssen – Grundbedingung der Historiografie – aus der Zeit selbst stammen, über die sie Zeugnis geben sollen. Helmut Seiffert verdeutlicht diesen Einwand: „Wenn heute ein alter Arbeiter aus dem Jahre 1922 erzählt, so wird das zwar in jedem Falle lebendig und aufschlussreich sein. Aber: der Gewährsmann erzählt ja aus der Erinnerung. Er kann sich täuschen, er kann frühere oder spätere Ereignisse oder Zustände auf das Jahr 1922 verlegen – und vor allem ist seine Erinnerung natürlich durch das seitdem Erlebte gefärbt. Auch wenn der Befragte das Wort ‚Interpretation‘ nie gehört hat, so ist doch klar, dass das, was er bietet, nicht zuletzt eine unbewusste Interpretation der Geschichte aus seinem gegenwärtigen Bewusstsein heraus ist“.³⁶ In der Tat sind das Vergessen, die Selektivität der Erinnerung und die nachträgliche (Um-)Deutung des Erlebten – so etwa auch eine melancholische Verklärung des Vergangenen als die „gute alte Zeit“ (vgl. Weidenholzer 1984: 49f) oder der Versuch einer nachträglichen „Sinnggebung“ der eigenen Biografie – Hauptprobleme der Oral History. Und bei einer Anwendung in der mediengeschichtlichen Forschung – zumindest bei der Untersuchung der Rolle von Medien im Alltag und der historischen Rezeptionsforschung – kommt erschwerend hinzu,

.....

³⁵ Knut Hickethier: Medienbiographien – Bausteine für eine Rezeptionsgeschichte (Hickethier 1987). In: Manfred Bobrowsky, Wolfgang Duchkowitsch und Hannes Haas (Hrsg.): Medien- und Kommunikationsgeschichte. Ein Textbuch zur Einführung. Wien 1987 (Bobrowsky et al. 1987), S. 66-77.

³⁶ Helmut Seiffert: Einführung in die Wissenschaftstheorie. 2. Band: Geisteswissenschaftliche Methoden: Phänomenologie – Hermeneutik und historische Methode – Dialektik. München (1991), S. 102. Vgl. a. Hickethier 1987, S. 76.

dass Mediennutzung meist stark habitualisiert und in den normalen Lebenskontext des Einzelnen eingebunden ist, sodass Einzelheiten kaum klar erinnerlich oder zumindest schwierig exakt datierbar sind. Mit anderen Worten: Zeitunglesen, Radiohören oder Fernsehen sind in der Regel keine aus dem Alltag herausragenden Ereignisse – und mit-hin nichts, an das man sich über einen längeren Zeitraum hinweg hinlänglich präzise er-innern kann. So werden dann z.B., wie Hans Dieter Kübler ausführt, die „schleichenden, langfristigen Veränderungen des Alltags durch die elektronischen Massenmedien (...) in der Erinnerung kaum wahrgenommen, so unauffällig haben sich Radio und Fernsehen in den Tagesablauf gemeinhin eingefügt, so selbstverständlich gehören sie inzwischen zum Alltag“.³⁷ Medienerinnerungen müssen daher in der mündlichen Geschichtsfor-schung „erst mühsam aus der jeweiligen Lebenserinnerung freigelegt werden – ein Indiz sowohl für deren periphere Bedeutung für die Befragten als auch für die mangelnde Konvention, zurückliegende Medienerfahrungen zu erzählen“³⁸.

Noch gravierender als fehlende oder ungenaue Erinnerungen können bewusste Falsch-aussagen sein. Vielfach neigen Menschen dazu, ihre eigene Rolle zu stilisieren. So he-ben sie etwa ihren Anteil an positiven Ereignissen oder Entwicklungen übertrieben her-vor oder verschweigen Dinge, die sie in ein schlechtes Licht rücken könnten. Gerade bei „heiklen“ Themen, wie der Verstrickung Einzelner als Mitläufer oder Täter in diktato-rischen Systemen, sind oft bestimmte Aspekte tabuisiert. In derartigen Fällen wird man als Forscher nicht selten allenfalls „die halbe Wahrheit“ zu hören bekommen.³⁹ Daher sollten Aussagen von Zeitzeugen nicht ungeprüft als historische Fakten übernommen werden. Vielmehr sollten sie, wie auch Knut Hickethier im Zusammenhang mit der his-torischen Rezeptionsforschung betont, nur als „Bausteine“ verwendet, „in einen größe-rem Interpretationszusammenhang gestellt und mit zusätzlichem Material konfrontiert werden“.⁴⁰

Ferner kann auch der Forscher selbst durch die Art, in der er die Interviews führt, eine Bewusstseinsveränderung beim Gesprächspartner und damit eine Verzerrung der Infor-mationen herbeiführen. Prägnant erläutert dies Gerhard Botz: „Aus dem partiellen, fach-spezifischen Wissensvorsprung des Historikers, aus seinen suggestiven Fragen und dem bloßen Ermitteln-Wollen von bestimmten Sachverhalten und Zusammenhängen kann allzu leicht eine Indoktrination und Überwältigung seines Gegenübers werden“.⁴¹

Die Gefahr des unsaubereren oder gar unlauteren Umgangs mit Quellen ist freilich bei jeglicher Forschung gegeben. Donald A. Ritchie meint daher auch: „Oral history is as re-liable or unreliable as other research sources. No single piece of data of any sort should be trusted completely, and all sources need to be tested against other evidence“.⁴² In der Oral History ist allerdings die Gefahr, unzuverlässige „Daten“ zu produzieren, besonders groß. Schließlich ist es hier der Forscher selbst, der sich seine „Quellen“ in Form von Interviews erst erstellt.

.....
37 Hans-Dieter Kübler: Medienbiographien – Ein neuer Ansatz der Rezeptionsforschung? In: Bobrowsky et al. 1987, S. 53-65.

38 Bobrowsky et al. 1987, S. 41.

39 Vgl. z.B. Ludes 1991, S. 22f.

40 Hickethier 1987, S. 76.

41 Botz 1988, S. 27.

42 Ritchie 1995; S. 6.

Resümee

„Der Mangel an Quellen in vielen Bereichen hat es mit sich gebracht, dass die Oral History heute aus der Forschung nicht mehr wegzudenken ist“.⁴³ Was Frieder Stöckle hier für die Geschichtsforschung (mit Blick z.B. auf Alltagsgeschichtsschreibung und die Geschichte der Arbeiterbewegung wie auch der Frauenbewegung und anderer lange Zeit unterprivilegierter Gruppen) feststellt, gilt noch nicht für die Kommunikationswissenschaft. Bei der Erforschung der Medien- und Kommunikationsgeschichte spielt die mündliche Geschichte bislang eine relativ geringe Rolle. Zumindest gibt es nur wenige reine Oral-History-Projekte – wie eben das der „Fachgruppe Rundfunkhistorische Gespräche“ im Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V., deren Arbeit in dieser Ausgabe des Vereinsorgans dokumentiert wird.

Weit häufiger allerdings werden Interviews mit Zeitzeugen komplementär zu anderen Quellen genutzt, etwa um in einem Forschungsvorhaben Erkenntnislücken, die nach dem Aktenstudium geblieben sind, schließen zu können. Und eine derartige Methodenkombination ist auch durchaus sinnvoll. Es empfiehlt sich aber stets, die mündlich gewonnenen Informationen so weit wie möglich durch Abgleiche z.B. mit Briefen, Tagebüchern, Memoiren, Akten, aber auch mit Berichten in Tageszeitungen etc. zu überprüfen. Auch nachträglich geführte Interviews als Quellen für die Geschichtsschreibung heranzuziehen, wird in Zukunft noch wichtiger werden als bisher, schon weil „klassische“ Quellen teilweise nicht mehr in gleicher Weise zur Verfügung stehen. Louis M. Starr zitiert aus einem bereits 1950 verfassten unveröffentlichten Zwischenbericht eines Oral-History-Projekts: „Das Bedürfnis für ein solches Projekt wächst heute deshalb, weil neue Erfindungen im Bereich der Kommunikationsmedien und der moderne Akzent auf Geschwindigkeit und Schnelligkeit viele der alten Quellen historischer Dokumentation unterminiert haben. Kaum ein Staatsmann führt heute noch Tagebuch. Die ausgiebige und oft vertrauliche Korrespondenz früherer Zeiten ist auf breiter Ebene durch Telephon bzw. Konferenzen verdrängt worden, die von geschäftigen Damen und Herren per Zug oder Flugzeug besucht werden und von denen es keine schriftlichen Protokolle gibt“.⁴⁴ Heute hat sich die Kommunikation weiter beschleunigt – und auch E-Mail ist ein eher flüchtiges Medium. (Die Einschätzung allerdings, dass es keine schriftlichen Protokolle mehr gäbe, hat sich nicht bewahrheitet. Im Gegenteil: Konferenzberichte etc. werden immer dicker, und trotz neuer Techniken wachsen allerorten die Papierberge.)

Aber nicht nur in der Kombination mit anderen Methoden sollte die mündliche Geschichte in der Medien- und Kommunikationsforschung ihren Platz finden. Auch reine Oral-History-Studien sind etwa im Bereich der historischen Publikumsforschung sinnvoll. So erscheint es durchaus viel versprechend, Ansätze z.B. der medienbiografischen Forschung zu intensivieren.

Anwenden lässt sich Oral History selbstverständlich nur auf Zeiträume, aus denen noch Zeugen interviewt werden können – mithin fast nur in der jüngsten Zeitgeschichtsforschung. Und je weiter der Untersuchungsgegenstand zurückliegt, desto problemati-

.....

⁴³ Frieder Stöckle: Zum praktischen Umgang mit Oral History. In: Herwart Vorländer (Hrsg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990, S. 131-158.

⁴⁴ Starr 1985, S. 66.

scher wird es, Zeitzeugen (mit ausreichend klaren Erinnerungen) zu finden – die Auswahl wird zwangsläufig stark eingeeengt. „Wir sind die Letzten. Fragt uns aus“⁴⁵, hat der Exilschriftsteller Hans Sahl im Hinblick auf die deutsche Emigration der NS-Zeit die Exilforscher bereits 1973 in einem Gedicht aufgefordert. Heute kann auch Sahl längst nicht mehr befragt werden. 1993 ist er gestorben.

Auch beispielsweise die ersten drei Intendanten des WDR, Hanns Hartmann, Klaus von Bismarck und Friedrich Wilhelm von Sell sind leider bereits verstorben, ebenso die vormaligen NDR-Intendanten Walter Hilpert, Gerhard Schröder, Martin Neuffer, Günter Pipke und Friedrich Wilhelm Räuher und so viele andere.

Geschlossen sei daher mit einem Appell: Fragt sie aus, die Vielen, die da noch befragt werden können! Die Gestalterinnen und Gestalter des Rundfunks, die Gestalten, die da vor den Kameras und hinter den Mikrofonen standen oder saßen, diejenigen, die das Radio und das Fernsehen – öffentlich-rechtlich wie privat –, wie wir es heute (noch) kennen, in Politik, Wirtschaft oder Verbänden mitgestaltet haben.

.....
45 Hans Sahl: Die Letzten. In: Hans Sahl: Wir sind die Letzten. Gedichte. Heidelberg 1986, S. 13.

„Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“

Gespräch mit Barbara Molsen (Auszüge)

Barbara Molsen, geb. 26.01.1946, studierte Germanistik und Kunstgeschichte an der Humboldt-Universität in Berlin, war dann von 1968 bis 1991 beim Deutschen Fernsehfunk (DFF) in Berlin als Redakteurin, Dramaturgin und leitende Redakteurin im Bereich Unterhaltung und Musik sowie als Moderatorin von Talksendungen tätig. 1991 übernahm sie im neu gegründeten Mitteldeutschen Rundfunk (MDR) die Leitung des Programmbereichs Kultur und Wissenschaft und wirkte als stellvertretende Fernsehdi- rektorin. Vom 1.11.1996 bis 31.10.2006 war sie Hörfunkdirektorin des MDR.

Am 24.5.2017 führte Margarete Keilacker mit ihr ein Gespräch über ihr berufliches Le- ben.

Und dann sind Sie nach dem Studium zum DFF, also dem DDR-Fernsehen. Wie kamen Sie denn zu dieser Zeit dahin?

Das hängt auch wieder ein bisschen miteinander zusammen. Ich habe während des Studiums, wie gesagt, der Ilse Galfert am Deutschen Theater, das war eine Dramatur- gie-Ikone, ein bisschen assistiert und so mit Benno Besson eine Inszenierung gemacht, den „Ödipus“, und mit Frido Solter. Zu dieser Zeit – damals hieß es noch DFF, noch nicht Fernsehen der DDR – wurde dort sozusagen „entdeckt“, dass man Theater- und auch Operninszenierungen adaptieren kann für das Medium Fernsehen. Sie kennen ganz bestimmt die wunderbaren Fernsehaufzeichnungen aus der Komischen Oper, Walter Felsensteins „Hoffmanns Erzählungen“ oder aus dem Deutschen Theater zum Beispiel „Nathan der Weise“ mit dem alten Professor Wolfgang Heinz. Am Deutschen Theater sagte Heiner Müller zu mir: „Also wir haben keine Dramaturgenstelle frei, hier kannst Du nicht anfangen. Aber warum willst Du dich nicht für das neue Medium begeistern lassen, wenn das Fernsehen jetzt anfängt, Theaterinszenierungen zu adaptieren. Das wäre doch was. Das wäre doch ein Einstieg.“

Ich hatte einen Kommilitonen, der war schon von der Humboldt-Universität direkt zum Fernsehen gegangen und den habe ich gefragt. Er meinte ganz lakonisch: „Komm doch einfach und frag!“ Und genau so habe ich es gemacht! Ich bin rausgefahren, wusste, da gibt es eine Chefredaktion Musik, die produziert zum Beispiel auch diese Opernadapti- onen mit Walter Felsenstein, und da gab es einen Chefredakteur, Wolfgang Nagel, der hörte sich an, was ich zu erzählen hatte. Der empfing mich auch einfach so und sagte:, „Also ich habe keine Stelle für sie, aber sie könnten freischaffend anfangen“. Das gab es auch in der DDR. Und so habe ich also direkt nach dem Staatsexamen, von September 1968 bis April 1969 freischaffend gearbeitet – und zwar als Autorin, und das war eine ganz tolle Idee!

Die Chefredaktion Musik hatte eine Sendung, die hieß „Musica viva“, in der wurden architektonische Kleinode der DDR, wie z. B. Schloss Molsdorf vorgestellt, aber nicht nur die Architektur, sondern auch die aus der Zeit stammende, dazugehörige Literatur und Musik. Dafür habe ich ein Manuskript geschrieben, das werde ich nie vergessen – ich bin Thüringerin, Schloss Molsdorf liegt in Thüringen – und habe mir überlegt, wie

langweilig das eigentlich für den Zuschauer sein muss. Da sieht er irgendwelche Bilder von dem wunderschönen Schloss Molsdorf und hört Literatur und Musik aus der Zeit dazu, unterhaltsamer wäre es, wenn man das moderiert gestaltet. Und da bin ich auf die Idee gekommen, weil ich Dieter Mann vom Deutschen Theater her kannte, der spielte damals „Unterwegs“, ihn zu fragen „Sag mal, könntest Du nicht mit der Petra Hinze zusammen so eine Sendung moderieren?“ „Ja“, hat er gesagt. Und das hatte einen wirklich durchschlagenden Effekt. Da gehen zwei junge Menschen durch ein altes Schloss, lesen „Vive la Joie! – Es lebe die Freude“ und erzählen, wer hier gelebt hat, was die gesungen haben, welche Musik gespielt wurde, und dann wurde die Musik gespielt. Es war plötzlich eine vollkommen modern anmutende Sendung geworden.

Und ich glaube, ich habe zwei oder drei von der Sorte konzipiert und geschrieben und dann bin ich fest angestellt worden. Als Absolventin mit einem Absolventengehalt von 499 Mark der DDR. So fing das an, auf einer Absolventenstelle als Redakteurin in der Chefredaktion Musik für solche Art von Sendungen. Also, noch eine glückliche Fügung.

Wendezeit im DFF

Da kommen wir mal zur sogenannten Wendezeit. Wie haben Sie das erlebt? Gehörten Sie vielleicht zu denen, die man als Avantgarde eines neuen Fernsehens der DDR beschreiben könnte?

Also die Wende habe ich als Eruption erlebt, wie Menschen plötzlich anfangen, sich zu öffnen, mutig zu werden! Dann ist das ja alles in einer frappierenden Geschwindigkeit passiert. Hinterher hat man gesagt: Wir könnten stolz sein! Ich glaube, wir haben selber gar nicht mitbekommen, in welcher Geschwindigkeit, mit welcher Selbstverständlichkeit wir manches ausgelöst haben. Anfang des Jahres saß man noch in der Kirche und im November standen wir auf dem Alexanderplatz, und was plötzlich innerhalb des Senders möglich war. Dass die Kollegen sagten: „Nee, mit dem Chefredakteur wollen wir nicht mehr...!“ Ich bin gewählt worden von einer Mannschaft aus Mitarbeitern, die eigentlich dazu überhaupt nicht legitimiert gewesen ist.

Als was sind Sie gewählt worden?

Als stellvertretende Chefredakteurin Musik. „Nee, das soll jetzt der Georg F. Mielke machen und die Barbara Molsen wäre gut dazu, da haben wir die Musikseite und die Literaturseite und dann können wir alles machen, was wir uns so vorgenommen haben.“ Es hatte so eine Naivität, so eine erschlagende Naivität und auch, neben dem Pragmatismus, so was Visionäres, so als wenn wir freischwebend im Raum wären. Ich glaube, wir hatten den Bezug zur Realität verloren, indem wir dachten, wir könnten etwas Eigenes beginnen! Wir waren aber in Strukturen eingebunden, die so nicht blieben! Die Zeit ist ja gerast – politisch gerast. Unabhängig von den Medien! Da kommt noch ein Krenz und dann kommt schon: Nein, wir wählen einen De Maiziere – und dann hat der Zug plötzlich eine Eigendynamik aufgenommen. Ich glaube, an dem Punkt, als klar war, das ist hier noch zu verkrustet, als die Leute gemerkt haben, hier passiert aus sich heraus nicht genug und daneben der Kanzler der Einheit die blühenden Landschaften in den Raum gestellt hat, gab es eigentlich kein Halten mehr.

Also im DFF hatten wir angefangen und haben sozusagen selbst versucht, uns zu reformieren – zu erneuern. Wir haben die Strukturen und das Programm verändert, versucht live zu senden und nicht mehr aufzuzeichnen. Es gab in dem Sinne keine Abnahmen mehr. Es gab natürlich noch einen Chefredakteur, der gesagt hat: „Macht das mal“ und „Gut, wir gucken uns das an“ oder „Ich lese mir mal die Annotation durch, was ihr da vor habt“. Es herrschte ein ungeheuer produktives und kreatives Klima und ein sehr vertrauensvolles, offenes Verhältnis, das die Kollegen untereinander gepflegt haben. Das muss man wirklich sagen. Der DFF hat ja noch überlegt, wie er sich in die Medienlandschaft einbringen kann.

Sie kennen das Modell NORA – der Nordostdeutsche Rundfunk, also dieser ganze Deutsche Fernsehfunk als Fünfländeranstalt, bringt sich als eine große Anstalt in die vorhandene ARD-Struktur ein. Und dann war der Einigungsvertrag unterschrieben und damit war die Sache gegessen. Mit dem Artikel 36 des Einigungsvertrages war klar: Der DFF wird abgewickelt! Es wird sozusagen das System übernommen, das in den alten Bundesländern gut funktioniert und hier werden ebenso einzelne Landesrundfunkanstalten aufgebaut. Nichts ist mit einer Anstalt. Damit waren wir die „Einrichtung“ und zur Auflösung verpflichtet. Ich weiß, Herr Mühlfenzl ist mit viel Häme und mit viel Boshaftigkeit betrachtet worden, aber er hat nur seine Arbeit gemacht. Das muss ich leider sagen. Und die hat er sehr stringent gemacht. Also er wusste, er muss diese Einrichtung abwickeln.

Die neu gegründeten Länder hatten andere Sorgen, als sich vornehmlich um ihre Medienpolitik zu kümmern. Er hatte anfangs auch keine Ansprechpartner in den Ländern. Das kam ja erst. Und der Erste war nun mal Herr Biedenkopf, der sich darum gekümmert hat, weil er wusste, wie das geht. Die Ministerpräsidenten von Sachsen-Anhalt und Thüringen, Herr Gies und Herr Duchac, hatten gewiss vorher auch noch nichts mit Medienpolitik zu tun. Herr Mühlfenzl hat seinen kurzfristigen und leicht chaotischen Auftrag trotzdem ganz bürokratisch korrekt abgewickelt, ich habe eine Kündigung zum 31.12.91 bekommen, richtig, wie sich das gehört. Und dass ich zum Mitteldeutschen Rundfunk gekommen bin, als in Berlin ansässig, ist dem nächsten größeren Zufall im Leben geschuldet.

September 1991 gab es die Internationale Funkausstellung, auf der ein neues Fernsehformat Premiere hatte: 16:9 – also wesentlich größere Bildschirme, höhere Auflösung. Die ARD hatte beschlossen, jeden Abend von dieser Internationalen Funkausstellung eine Talkshow zu senden. Die zwei Moderatorinnen waren gesetzt – Hannelore Gadsch und Lea Rosh. Die beiden sagten: „Naja, also Entschuldigung, wir bekommen jetzt eine vollkommen neue Medienlandschaft. Da wäre es doch ganz gut, wenn wir eine Ostfrau dabei hätten“. Dann haben sie sich wohl angeschaut, wer im DFF moderiert und gesagt: „Ach, wir würden ganz gerne die Frau Molsen vorschlagen, die könnte das doch mit uns machen“. Und so bin ich gefragt worden, und da ist mir natürlich erst einmal das Herz in die Hosentasche gefallen. Lea Rosh war sozusagen die Talkmasterin aller Talkmaster! Dann bekam ich vom Redaktionsteam – es war auch eine Redakteurin, darum hatte ich gebeten, vom DFF dabei, also eine Ostredakteurin – die Themenliste, was sie so abarbeiten wollten und da stand unter anderem an einem der sieben Abende das Thema „Medienmonopoly – wer zieht hier wen über den Tisch?“

Und unter anderem stand auch der Gründungsintendant des Mitteldeutschen Rundfunks auf dieser Gästeliste. Der war nämlich am 07.07.91 bereits gewählt worden. Der Vertrag über die Dreiländeranstalt ist schon am 30.05.91 unterschrieben worden. Das heißt, Herrn Biedenkopf ist es zu verdanken, dass es diesen MDR so als Drei-Länder-Anstalt gibt, was sich ja als sehr tragfähiges Konstrukt herausgestellt hat. Ich musste mich natürlich mit allen Inhalten auseinandersetzen, auch denen der anderen Abende, die mir zum Teil verhältnismäßig fremd waren. Und dann habe ich mir gesagt: Okay, alles was ich mir erarbeiten muss, erarbeite ich mir, wenn es geht, direkt. Dann habe ich schlicht und einfach in Leipzig angerufen und habe einen Herrn Reiter, also erst eine Sekretärin, am Telefon gehabt und gesagt: „Guten Tag, mein Name ist Barbara Molsen. Sie kommen zur Internationalen Funkausstellung zu einer Talksendung“. „Ja“. „Ich bin eine der Moderatorinnen, die Ostmoderatorin nämlich“. „Ach, ist ja schön!“

„Ich würde mich gerne vorher mal mit Ihnen unterhalten“. „Na, dann kommen Sie mal runter.“ Und so bin ich nach Leipzig gefahren und saß in einem kleinen Zimmerchen in der Springerstraße Udo Reiter gegenüber. Es wurde ein sehr kontroverses und hoch hergehendes Gespräch – verständlicherweise –, weil das Thema das auch hergab – wer zieht wen über den Tisch? „Medienmonopoly“. Fragen mit dem Tenor: „Wieso glauben Sie eigentlich, dass Sie wissen, wie das Fernsehprogramm und das Radioprogramm in den neuen Bundesländern aussehen muss? Welche Sozialisation bringen Sie denn dafür mit? Was wissen Sie, wie die Leute hier denken und fühlen?“. Es war eine anstrengende, aber intellektuell vergnügliche Auseinandersetzung! Herr Reiter konnte gut streiten. Ich hatte es über die Jahre beim DFF gelernt. Und am Ende des Gespräches hat er gefragt: „Was machen Sie denn eigentlich nach dem Ende des DFF? Ich könnte Sie mir hier gut vorstellen“.

In besagter IFA-Talk-Sendung, das werde ich nie vergessen, konterte Herr Reiter auf Lea Roshs Frage: „Wieso glauben Sie eigentlich, dass Sie das alles nur mit Westkollegen bewerkstelligen können?“ mit der Bemerkung „Das bewerkstellige ich ja nicht nur mit Westkollegen. Ich habe gerade Frau Molsen ein Angebot gemacht, dass sie zu uns kommt als Kulturchefin“. Von dem Moment an war ich in der Live-Sendung als Moderatorin erst mal sprachlos! Aber gut! Ich habe noch ein paar Tage überlegt, weil, natürlich ist das für eine Mutter von zwei schulpflichtigen Kindern nicht ganz einfach, zum Ehemann zu sagen: „Du, ich bin dann mal weg! Kümmere du dich mal alleine um die Schule, um die Kinder, um das Haus und um den Hund, ich fahre dann jetzt mal da runter und weiß auch noch nicht, wo ich schlafen werde“. Also, das war keine leichte Entscheidung, aber eben auch ein verlockendes Angebot, weiter Kulturfernsehen produzieren zu können. Und ich bin Thüringerin. Ich komme von da unten. Ich kannte mich in der Kulturlandschaft da unten ganz gut aus.

MDR: Neuanfang

Sie waren dann beim MDR bis 1996 Leiterin des Programmbereiches Kultur und Wissenschaft und stellvertretende Fernsehchefin.

Der Herr Reiter hat ja, glaube ich, ein vernünftiges Modell in der Größenordnung gefahren, die möglich war. Wir haben fünf Monate Zeit gehabt. Fünf Monate! Ich bin am 1.10.91 eingestellt worden. Er war, wie gesagt, ab 7.7.91 da, und wir mussten am 1.1.92

senden – ein Vollprogramm. Dass so viele Direktoren aus dem Westen kamen, ist ja vielleicht auch der Situation geschuldet, dass die wussten, wie das System funktioniert. Welche Spielregeln hier gelten. Ich muss ganz ehrlich sagen, ich war ganz sicher ein Greenhorn. Ich konnte Sendungen machen, aber ich wusste nicht, wie läuft denn eigentlich dieses System, an welchen Strippen musst du ziehen, damit was passiert?

Das heißt, da sind dann MDR-Direktoren in die ARD-Runde gekommen, die dort schon bekannt waren, die auch wussten, wie was geht. Also denen konnte man auch nicht ein „X“ für ein „Y“ vormachen. Was man wahrscheinlich mit einem Ostdirektor gut hätte machen können. So gesehen, war das natürlich eine sehr pragmatische Lösung von Reiter. Mal ganz davon abgesehen, wie nach dem alten ARD-System Personalbesetzungen funktioniert haben, auch das wissen wir. Warum sollte das in den neuen Bundesländern anders sein als in den alten Bundesländern, wenn das System sozusagen eins zu eins übernommen wurde. Wurde es ja erst einmal. Dass es dann später etwas anders beim MDR gelaufen ist, ist eine andere Frage. Aber so ist es ja erst einmal eins zu eins übernommen worden. Es hat die gleiche Systematik gegolten.

Ich bin also als Stellvertreterin eingesetzt worden, weil Herr Reiter alle Direktorenposten mit Tandems besetzt hat. Ich habe immer gesagt, ganz einfach: „Der Direktor lenkt und der Ost-Stellvertreter sitzt hinten und tritt in die Pedale, damit die Maschine läuft!“ So spaßig das Bild auch scheinen mag, ganz falsch war es nicht. Der Fernsehdirektor war Henning Röhl, der kümmerte sich um organisatorische Fragen. Wir hatten ja gar keine Infrastruktur und nichts. Also gründete er Töchter, Produktionstöchter. Irgendwo und -wie musste ja auch produziert werden.

Er kümmerte sich sehr intensiv um solche Sachen. Ich habe mich mit anderen Kollegen um das Programm gekümmert. Also, was sollten die Zuschauer in unseren drei Ländern nicht vermissen, was brauchten sie auch weiter zum Selbstverständnis und auch für das Selbstbewusstsein. Es hatte sich ja alles geändert, das ging ja nicht nur uns so. Ich habe ein neues Urheberrecht lernen müssen, ein neues Leistungsschutzrecht. Alles was ich gekonnt und gewusst habe, war nichts mehr wert – hat nichts mehr gegolten. Natürlich ging es unseren Zuschauern ganz genauso. Sie haben sich in einer vollkommen neuen Umwelt zurechtfinden müssen. Deshalb haben wir versucht, das Programm wirklich so zu gestalten, dass es, ich sage mal – so blöd, wie das klingen mag –, ein Stück Lebenshilfe war. Also wie geht was. Wie findet man sich heute zurecht und dass man auch ein Stückchen Heimat hat, klingt vielleicht jetzt kitschig, aber was man selbst erlebt hat. Dass man sich wiederfindet in dem Programm.

Nun muss man dazu sagen, dass der Mitteldeutsche Rundfunk zwar in der Leitungsetage fast durchgängig mit Kollegen aus den alten Bundesländern besetzt war, aber in den Macheretagen fast ausschließlich mit Kollegen aus den neuen Bundesländern. Also es sind sehr viele Kollegen aus Adlershof mitgegangen. Ich habe, glaube ich, fast den ganzen Programmbereich mit Adlershofer Kollegen besetzt, und ich weiß, dass die Radiokollegen aus der Springerstraße auch fast alle geblieben sind. Der Programmbereich hieß „Programmbereich Kultur und Wissenschaft“ und beinhaltete: Kultur, Wissenschaft, Kinder, Kirche und Soziales. Wir haben am 23.12.91 in Gera eine ganze Etage der ehemaligen Stasizentrale bezogen. Jetzt werden Sie fragen: „Warum Stasizentrale?“ Ganz

einfach, die Stasizentrale in Gera hatte einen riesigen Kulturraum in der Mitte, wie ein eigenes Gebäude, wie ein Kulturhaus. Und das Kulturhaus hatte Studiorhöhe, so dass man die ganze Lichttechnik einbauen konnte. Schon zu DFF-Zeiten, also zu Zeiten, als es noch die Länderkette gab, haben wir von Adlershof aus ja Landesstudios gebaut.

Dort wurde das Landesstudio Thüringen installiert, weil die Voraussetzungen für ein total funktionierendes Studio vorhanden waren. In Gera begann der ganze Programmbereich um dieses Studio herum in der Stasizentrale zu arbeiten, die war wie ein Hufeisen gebaut. Wir haben eine der Etagen bezogen, und da ist, wie man so schön sagt, „zusammengewachsen, was zusammengehört“. Denn natürlich haben die Kollegen, die darunter gekommen sind und nicht nur aus Adlershof, sondern auch aus den alten Bundesländern, so schnell keine Wohnung in Gera bekommen können. Welcher Oberbürgermeister kann über Nacht 60/70 Wohnungen oder Zimmer besorgen? Das heißt, wir haben auf den Etagen nicht nur gearbeitet, sondern weil die multifunktionsstüchtig waren, auch geduscht und geschlafen. Für die Kollegen aus den alten Bundesländern war das auch eine Herausforderung! Es gab junge Kollegen, die gesagt haben: „Mensch, ist ja toll. Im Westen kenne ich das System, das würde ich noch lange brauchen, um mich hochzudienen, mich interessiert, was da drüben Neues entsteht!“ Sie kennen den wunderschönen Satz: „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne!“ Und natürlich lag ein Zauber darin. Also immer, wenn man etwas Neues beginnen kann, liegt darin ein Zauber. Die zehn, glaube ich, waren es etwa, Kollegen, die dann gesagt haben: „Okay, ich gehe dahin“, nach dem sie auch Gera gesehen hatten, die haben wahrscheinlich vorher auch nicht gewusst, wo Gera liegt. Dann dürfen Sie nicht vergessen, Gera war auch ein Platz, an dem mal Uran abgebaut wurde. Das war schon auch ein großes Abenteuer, auch für die Kollegen, die aus den alten Bundesländern gekommen waren, nicht nur für die, die aus Adlershof kamen. Es war ein toller Anfang.

Wir haben ja manchmal über Nacht klären müssen: Was senden wir übermorgen? An den ersten Sendetagen war alles „mit heißer Nadel gestrickt“! Wenn ich mal ein Beispiel bringen darf: Die Unterhaltung saß in Dresden, da gab es einen Unterhaltungschef, der kam auch aus den alten Bundesländern, Wolfgang Brehmke. Er war vom Norddeutschen Rundfunk gekommen, hatte dort die NDR-Talkshow betreut und bei uns den berühmten „Riverboat“-Talk – damals hieß es noch „MDR-Club“ – erfunden. Am 3. Januar 1992, also drei Tage nach Sendestart, war die erste Sendung. Kurz zuvor hing Herr Brehmke bei mir in der Leitung und fragte: „Sag mal, ich habe zwei Moderatoren, sind zwei Männer, aber es müsste noch eine Frau dazu. Ich habe aber so kurzfristig keine bekommen, kannst Du nicht mal einspringen?“ Ja, was macht man da? Natürlich, ich bin eingesprungen. Tage später habe ich meinem Kollegen Wolfgang Kenntemich, der war Chefredakteur beim MDR, angerufen und gesagt: „Wolfgang, wir senden am 6. Januar ‚espresso‘, das ist eine Talksendung, die sich mit der politischen Situation in den neuen Bundesländern beschäftigt. Kannst Du die mit mir moderieren? Es wäre gut, wenn wir das als Ost/West-Gespann gemeinsam machen würden“. Sie müssen sich vorstellen, wir haben manchmal drei Tage vorher noch überlegt, senden wir was live aus dem Studio, das war immer die Notvariante, wenn gar nichts ging, oder finden wir noch was, was wir senden können oder war noch einer mit einer Kamera unterwegs und hat noch eine Reportage fertig drehen können?

Es war ein Fernsehvollprogramm und dieser Programmbereich hatte 30 Prozent des gesamten Fernsehvolumens beizusteuern, eine Riesen-Herausforderung, es war, glaube ich, für alle eine Wahnsinnszeit. Es war auch eine Zeit der Selbstverwirklichung, jeder ging mit einer ungeheuren Kreativität an die Sachen ran. Den Satz „Das geht nicht“ gab's nicht! Für alles wurde eine Lösung gefunden, und das galt nicht nur für die Kreativen – also die Redakteure und die Journalisten. Das galt ebenso für die Techniker und Mitarbeiter aller Gewerke. Wenn ich überlege, unter welchen Bedingungen wir die Zulieferungen für die ARD bewerkstelligt haben. Da musste der Fahrer es noch schaffen von Gera bis zum „Wilden Mann“ nach Dresden zu fahren, damit das Band dort rechtzeitig aufgelegt werden und der „Kulturreport“ aus Leipzig gesendet werden konnte. Also es waren wirklich abenteuerliche Zeiten.

MDR-Hörfunkdirektorin

Sie haben dann (...) die Hörfunkdirektion übernommen im MDR.

Ja, ich habe das Amt am 1.11.96 übernommen. Das ist der Tatsache geschuldet, dass meine Vorgängerin nicht wiedergewählt worden ist und Herr Reiter überlegt hatte, was er jetzt macht. Ich hatte mit meinem Fernsehdirektor ein, wie sagt man, produktiv angespanntes Verhältnis, um es mal vorsichtig auszudrücken, und ich hatte schon überlegt, ob ich mich anderweitig orientiere, und da gab es auch entsprechende Offerten. Dann kam Herr Professor Reiter mit der Feststellung: „Gutes Programm ist gutes Programm, ob nun für Radio oder für Fernsehen. Könnten Sie sich denn Radio vorstellen?“ Und dann habe ich etwas überlegt und gedacht: „Naja gut, du hast eigentlich vom technischen Verbreitungsweg wenig Ahnung, obwohl du schon mal für das Radio gearbeitet hast – sogar als Korrespondentin“.

Und haben da relativ schnell die Programme profiliert?

Tja, dass „Kunststück“ bestand darin, dass ich, wie gesagt, am 9.9.96 gewählt wurde. Am 20.9.96 war die Grundsteinlegung für die Hörfunkzentrale in Halle und am 1.1.1997 übernahm der Mitteldeutsche Rundfunk die ARD-Federführung. Das heißt, ich hatte es plötzlich nicht nur mit dem Hörfunk zu tun und den Fragen: Wie schaffen wir den Umzug? Wo zieht das Orchester hin, wenn wir aus der Springerstraße ausziehen? Was heißt jetzt alles digital und nichts mehr analog? Was mache ich denn mit dem ganzen Archiv, das ist ja alles analog da unten im Keller? Das sind aber Schätze, die kann man nicht wegschmeißen. Was machen wir mit der ganzen Technik, die wir beim Umzug in der Springerstrasse stehen lassen? Sondern ich hatte es zudem mit der Situation zu tun, als Hörfunkdirektorin, die zwei Monate im Amt war, der Hörfunkkommission vorzusitzen, mit Hörfunkdirektoren am Tisch, die ihren Job aus dem Effeff kennen, die das System aus dem Effeff kennen! Da wusste ich, so einfach wird das nicht. Denn ich hatte ab und zu mal Herrn Röhl in der Fernsehprogrammkonferenz vertreten und wusste, da wird mit harten Bandagen gekämpft. Irgendwann hatten wir eine Serie im Fernsehen gemacht, „Das war die DDR“, und die wollten wir im ERSTEN platzieren. Aber, wenn einer was einbringen will, muss ein anderer ja was weglassen.

Also ich weiß noch, dass ich es ganz toll fand, dass Herr Kellermeier, der Fernsehdirektor vom Norddeutschen Rundfunk, zwei oder drei Sendeplätze des „Kleinen Fernseh-

spiels“ geräumt hat, um Platz für „Das war die DDR“ zu schaffen. Das war alles nicht so ganz einfach, denn auch da musste zusammen wachsen, was zusammen gehörte. Also, ich saß der Hörfunkkommission vor – als ein Greenhorn, was den Hörfunk betrifft – und muss sagen, ich habe mich sehr wohl gefühlt, weil die Kollegen mir mit Respekt und Kulanz begegnet sind. Weil sie sich wohl gesagt haben: Gut, zwei Monate im Amt, vom Hörfunk nicht so viel Ahnung, aber von der Sache an sich, vom Programm machen schon – und das auch an manchen Stellen genutzt haben. Es waren zwei Frauen in der Hörfunkkommission und die waren beide aus dem Osten. Die Hörfunkdirektorin vom ORB, Hannelore Steer, und die vom MDR.

Natürlich gibt es auch im Radio immer wieder Bedarf, etwas zu erneuern, zu aktualisieren, zu hinterfragen: „Hat das noch Bestand, ist das noch zeitgemäß?“ Ich weiß, dass es von den Kollegen schon auch als positiv empfunden wurde, dass die beiden Ostfrauen sich nicht alle „alten Hüte“ haben aufsetzen lassen, sondern ihre zeitgemäße Beschaffenheit infrage gestellt haben. „Müssen wir das denn jetzt auch noch so machen? Sollten wir das nicht alle ändern?“ Als Newcomer wird einem eine gewisse Unverfrorenheit zugebilligt. Die zwei Jahre ARD-Vorsitz waren ein guter Crash-Kurs in Sachen Radio, weil sie mich mit allen Problemen, die das Radio in der ARD hat, konfrontiert haben und es hat den Mitteldeutschen Rundfunk auch vorangebracht. Also wir haben dadurch auch einiges bewerkstelligen können.

Das Erste was anstand, war natürlich die Digitalisierung, nicht nur im Mitteldeutschen Rundfunk, aber bei ihm allen voran, weil wir eine neue durchdigitalisierte Hörfunkzentrale bauten: „Was bedeutet die Digitalisierung des Radios für uns?“ Was heißt jetzt digital? In der Springerstraße war alles analog, klar. In Halle wurde nach dem Richtfest – ein Jahr später, das war der Wahnsinn, wie damals auch noch gebaut wurde, mit welcher Geschwindigkeit – nach dem Richtfest ging es daran, die ganze Hörfunkzentrale vom Keller bis zum Dachgeschoss nur noch digital auszustatten. Die ganze Mannschaft musste umlernen von analog zu digital, und das bei laufendem Programm und dann umziehen von einer analogen in eine ausschließlich digitale Welt. Also der ARD-Vorsitz war 1997/98 und 1999 hat es dann den Umzug gegeben. Den haben wir step by step gemacht, das heißt mit anderen Worten: Welle für Welle, Radioprogramm für Radioprogramm. Immer eine Hälfte der Mannschaft war schon in Halle und übte digital, während die andere in der Springerstraße noch analog sendete. Dann tauschten die: Die, die digital geübt hatten, gingen wieder in die Springerstraße und sendeten weiter analog und die anderen übten digital. Am Stichtag zog die gesamte Mannschaft rüber nach Halle und der digitale Produktions- und Sendebetrieb begann dort. So zog eine Welle nach der anderen und zwar der Reihe nach.

Dann standen wir in der Springerstraße vor einem besenreinen Haus, in dem noch die analoge Technik stand und die war so toll in Schuss, dass man sie eigentlich nicht wegschmeißen konnte. Wir sind in der DDR groß geworden mit der Haltung: „Da muss doch noch was daraus zu machen sein, das kann man doch nicht einfach wegschmeißen.“ Verschrotten? Nein, machen wir nicht! Wie können wir denn das noch sinnvoll nutzen? Der Mitteldeutsche Rundfunk hatte, das hatten wir im Fernsehen schon, Kooperationen zu Osteuropa, zu osteuropäischen Sendeanstalten. Wir haben uns als Brücke zu Osteuropa verstanden. Im Fernsehen gab es Kooperationen mit dem polnischen Fernsehen,

dem tschechischen Fernsehen, so dass ich es für das Radio genauso selbstverständlich hielt.

In der DDR gab es eine Zeit, da sind sehr viele Kubaner ins Land gekommen, wenn Sie sich besinnen. Es gab also auch kubanische Mitarbeiter in der Springerstraße, die waren bei uns groß geworden. Irgendwie sind wir dann auf die Idee gekommen: Wie sieht das jetzt eigentlich in Kuba aus. Ein Journalist sagte: „Ach, bei uns würde man sich über die Technik freuen.“ Und so ist es zustande gekommen: Ich glaube, es ist nicht ein Mikrofon und nicht ein Mischpult auf dem Schrott gelandet. Alles ist nach Havanna exportiert worden und – genauso exotisch, aber es war nun mal so – nach Georgien! Es ging immer weiter gen Osteuropa – Polen, Bulgarien, Rumänien, und dann waren wir sogar in Georgien angekommen.

Das war das eine Problem, dass die Technik möglichst nicht auf dem Schrotthaufen landen sollte und das andere war: Wohin mit dem Orchester? Das Orchester saß ja auch in der Springerstraße und da war auch der Probensaal, ein sehr maroder, aber eben ein Probensaal. Wohin mit dem Orchester? Das Orchester brauchte ein neues Zuhause. Da haben wir dann mit der Stadt Leipzig verhandelt. Zuerst war an das Zoogebäude gedacht worden, das alte Haus, was da vorne stand. Das war aber dann von den Nutzungsmöglichkeiten doch nicht so optimal. Also, das muss ich auch sagen, da hat dann auch Herr Tiefensee, der damals Oberbürgermeister von Leipzig war, richtig reagiert und toll mitgezogen, zu sagen, das älteste Rundfunkorchester Europas soll seine Stadt Leipzig nicht verlassen und vielleicht nach Erfurt – die waren interessiert – umziehen, sondern sollte in Leipzig bleiben und der Chor ebenso! Wir funktionieren, das war damals schon im Gespräch, den sogenannten Zahn, also das Unigebäude, um – die unteren fünf oder sechs Etagen für die Administration der Klangkörper und für Probenzimmer, und wir bauen einen neuen Probensaal, den man neben das Gewandhaus stellt, so dass die Musiker, weil wir dort ja unsere Konzerte gegeben haben, trockenen Fußes über die Brücke ins Gewandhaus gehen können. Der musste nun auch noch gebaut werden.

Und Sie waren nicht mehr mit Bauen beschäftigt als mit allem anderen?

Nein, ich war nicht vorrangig mit Bauen beschäftigt. Wir hatten eine tolle Bauabteilung. Ich war zwar sehr oft auf der Baustelle in Halle. Das hatte aber schlicht und einfach damit zu tun, dass der Bauherr auch auf Wünsche eingegangen ist. Diese Hörfunkzentrale in Halle ist ein Körper-in-Körper-Haus. Das heißt, in der Mitte – rund – ist die ganze Sendetechnik und ringsum – im Quadrat – sitzt die Infrastruktur – also alle Redakteure. Wir wollten auch, dass für jede Welle genug Platz ist. Auf jeder Etage saß eine Welle. Ganz unten SPUTNIK und dann die Kultur mit dem riesengroßen fantastischen Hörspielstudio. Ganz oben saß Info wie die „Enterprise“ mit einem hochmodernen Studio. Alles Selbstfahrer-Studios. Also für die Journalisten auch eine vollkommen neue Arbeitswelt, an die man sich erst gewöhnen musste, deshalb waren wir schon öfters mal auf der Baustelle und haben mit den Programmchefs und den Hörfunktechnikern geschaut, was noch zu verbessern wäre. Es ging ja auch darum, dass die Architektur und Infrastruktur adäquat zu unseren Arbeitsabläufen funktioniert. Das hat wirklich alles toll gepasst, auch wenn es am Anfang Eingewöhnungsschwierigkeiten gab nach dem

Motto „Ach Gott, da muss ich ja ganz rumgehen“ oder „Wo ist denn hier die Toilette?“, aber im Grunde genommen ist es ein funktionstechnisch tolles Haus geworden. Also bei der Einweihung waren wir alle sehr begeistert. Und was man heute...

...ich war dabei.

...ja, genau, ich weiß! was man heute so an Baugeschichten hört, ob vom Berliner Flughafen oder wovon auch immer, ich kann nur sagen: Respekt vor diesen Bauleuten! Es hat alles geklappt. Wir haben wirklich vom ersten Tag an fehlerfrei gesendet. Also ohne Aussetzer.

Aber auch schwierige Fragen waren zu klären. Der Chor, einer der größten professionellen Chöre in unserer Musiklandschaft, sollte in seinem Bestand erhalten bleiben und brauchte in der Nachfolge von Herrn Prof. Frischmuth einen international geschätzten Chorleiter – Prof. Howard Arman war ein Glücksgriff. Aus den drei Hauptdirigenten ist ein Chefdirigent geworden, Fabio Luisi, der hat das Orchester in den zehn Jahren meiner Amtszeit auch sehr erfolgreich geführt mit Konzertreisen in die ganze Welt und einem eigenen Plattenlabel. Aber ich habe auch schmerzliche Einschnitte vornehmen müssen. Wir hatten zwei Orchester, wenn Sie sich besinnen, das große MDR-Sinfonieorchester und die Kammerphilharmonie. Das war natürlich im Grunde genommen vom Volumen her Wahnsinn, denn die Orchester wollen ja auch was zu tun haben. Ein Sinfonieorchester will Konzert-Reihen haben im Sendegebiet und Tourneen im Ausland, mit dem sind wir z. B. nach Peking, Tokio oder Havanna geflogen. Die Kammerphilharmonie musste natürlich auch ihr eigenes Profil pflegen. Ein Orchester, das nicht spielt, verliert seinen Klang.

Auf der anderen Seite bestand die Notwendigkeit, den ganzen Mitteldeutschen Rundfunk wieder etwas zu verschlanken. Das Wort „Outsourcing“ machte als böses Wort die Runde. Heute ist es gang und gäbe, nicht alle Gewerke und jede Dienstleistung selber vorzuhalten, In diesem Zusammenhang stand auch die Frage im Raum: Benötigen wir zwei Orchester? Ich habe dann eine Fusion eingeleitet, die hat, glaube ich, vier oder fünf Jahre gedauert, ohne dass es Entlassungen gab. Das war auch für mich ein schmerzhafter Schritt. Heute denke ich, er war vernünftig. Das war sozusagen der Wermutstropfen. Ansonsten war die Arbeit mit den Klangkörpern höchst erfreulich für mich. Auch mit dem Kinderchor, der mit seinem Chorleiter, Herrn Gunther Berger, drei oder vier Mal in Verona den internationalen Chorwettbewerb gewonnen hat. Sowohl der Kinderchor als auch der große Chor und das Orchester, es war eine Freude mit denen zu arbeiten. Auf dem Höhepunkt unserer Kooperation mit dem Kubanischen Radio ICRT – MDR Info wurde auf Kuba in Spanisch ausgestrahlt – baten die Kollegen um ein Konzertgastspiel unseres Orchesters in Havanna. Ich war skeptisch hinsichtlich der Akzeptanz unserer Musikkultur im karibischen Raum, aber unser klassisches Repertoire ist dort begeistert aufgenommen worden. Es war ein riesiger Erfolg und die Menschen reden jetzt noch davon. Ich war im März gerade wieder in Havanna bei den alten kubanischen Radiokollegen.

Aber dennoch haben Sie sich schon mit 60 Jahren, nach zwei Amtszeiten als Hörfunkdirektorin, in den Ruhestand verabschiedet.

Ja, aber das hatte ganz persönliche Gründe. Ich hatte einen medizinischen Befund, der nahegelegt hat, dass es für mich möglicherweise besser wäre, wenn ich aufhören würde. Das habe ich mit meiner Familie besprochen und mit Herrn Prof. Reiter. Das war eine sehr persönliche Entscheidung und hatte gar nichts mit dem MDR zu tun.

Mir ist der Abschied auch sehr schwer gefallen. Man entscheidet so etwas ja ganz rational im Kopf, und dann gab es die Verabschiedung und da habe ich erst gemerkt, wie schwer es mir emotional fällt. Zu sagen: „Okay, du hörst jetzt auf, weil es besser für dich ist und vielleicht auch besser für deine Kollegen, wenn du hier nicht als halb Kranke herum hängst und nicht mehr kämpfen kannst“. Trotzdem war die Verabschiedung dann so, dass es mir wahnsinnig schwergefallen ist. Es ist dann gesundheitlich doch gut gegangen, aber ich habe es trotzdem nicht bereut. Ich habe mir dadurch einen freudvollen Rückblick auf meine Zeit beim MDR erhalten. Er ist durch nichts eingetrübt worden. Ich bin gut gestartet und habe einen guten Schlusstrich ziehen können. Das war schon vernünftig. Es hat mir nicht Leid getan. Es ist mir schwergefallen, aber es war schon die richtige Entscheidung.

Wenn Sie auf Ihr gesamtes Berufsleben zurückblicken: Worüber haben Sie sich am meisten geärgert?

Worüber habe ich mich am meisten geärgert? Also ich habe mich geärgert. Geärgert. Ja, vielleicht auch geärgert. Ich habe mich geärgert darüber, viel später, dass die tolle Situation, die wir 1990 hatten, sozusagen nochmal reloaded, nochmal zu überdenken, ob das, was es schon gibt und das was es werden soll, ob man das nicht anders zusammenführen kann. Ob man nicht Fehler oder Verkrustungen oder wo man sagt, das System ist auch ein bisschen überaltert, ob man nicht diese Chance hätte nutzen können zu sagen, da lasst uns doch mal – nicht Tabula rasa machen –, aber da lasst uns doch mal drüber nachdenken, wenn wir jetzt die Chance haben, was können wir jetzt wirklich alles verändern. Das ist einfach schade gewesen. Darüber darf man sich ärgern. Darüber, dass man sozusagen eins zu eins das übernommen hat, das System auf die neuen Bundesländer, und nicht die Chance genutzt hat und gesagt hat: Wir versuchen mal es zu modernisieren, sage ich einfach mal. Wir müssen es ja nicht ändern, aber es einfach modernisieren. Das ist schade gewesen.

Der Mitteldeutsche Rundfunk hat das eine oder andere anders machen können, aber natürlich ist in der Struktur alles so geblieben. Das muss man einfach so festhalten. Wir haben sicher ein paar modernere Sachen hingekriegt, die dann auch sozusagen übernommen wurden sind von anderen Anstalten, aber das System selber hätte es verdient gehabt, bei einem Neustart in den neuen Bundesländern einfach mal hinterfragt zu werden – auf die Waagschale gelegt zu werden –, um zu sagen, was können wir ändern, wenn wir jetzt schon die Chance haben. Das ist nicht passiert. Das ist schade. Wenn Sie überlegen, wir haben immer noch nehmende und gebende Anstalten. Es wäre doch sinnvoll gewesen, wenn wir schon in Adlershof überlegt haben, machen wir nicht eine Fünfländeranstalt, was sicher visionär gewesen ist. Aber dann zu sagen, aber die Anregungen nehmen wir doch mal auf. Jetzt überlegen wir doch mal, können wir das nicht neu strukturieren? Brauchen wir kleine Anstalten, so kleine, dass sie nicht allein existieren können? Das ist verpasst worden.

„mit dem Rundfunk sozialisiert“

Gespräch mit Manfred Jenke (Auszüge)

Manfred Jenke, geb. 4. April 1931, war nahezu 40 Jahre an verantwortungsvollen Positionen in der ARD tätig. 1956 kam er zum NDR und war dort zuletzt Leiter der Hauptabteilung Information. 1974 wechselte er zum WDR, wo er bis 1993 als Hörfunkdirektor beim Westdeutschen Rundfunk amtierte.

Das Gespräch führte Michael Crone am 8. Juni 2016 in Berlin.

Herr Jenke, Ihre Zeit beim Radio, fast 40 Jahre, war geprägt von Umbrüchen, Neuorientierungen, von Euphorie für das Radio, bis hin zur Existenzfrage, ob wir das Radio noch brauchen. Es war eine bewegte Zeit, die Sie intensiv mitgestaltet haben. Was bleibt in Ihrer Rückschau so essentiell, dass Sie sagen würden, das ist mir wirklich wichtig gewesen?

Ich würde gerne noch etwas früher ansetzen und sagen, dass eigentlich meine Rundfunkneigung, mein Interesse am Rundfunk noch während der Zeit des Dritten Reiches geweckt wurde, also noch vom sogenannten Großdeutschen Rundfunk. Ich lebte damals mit meinen Eltern in Berlin und meine frühen Kindheitserinnerungen, also als Sechs- bis Zehnjähriger, betreffen das Hamburger Hafenkonzert, betreffen das Wunschkonzert für die Wehrmacht, betreffen die wöchentliche Kolumne von Hans Fritzsche, einem der großen Propagandisten von Joseph Goebbels, und die Übertragungen von Führerrede, die damals nicht nur im Rundfunk stattfanden, sondern auch auf Tonsäulen auf den Straßen übertragen wurden. Das heißt, man saß auf seinem Balkon hier am Hohenzollerndamm und hörte scheppernd von einem Lautsprecher eine Führerrede. Das war nicht Rundfunk in dem Sinne, sondern das war eine Übertragung mit Lautsprechern, aber es war eben die Indienstnahme des Mediums, die Joseph Goebbels sich vorgenommen hatte als Führungsinstrument, um die Deutschen für den Nationalsozialismus zu begeistern. Das waren frühe Kindheitserfahrungen. Das setzte sich fort im Frühjahr 1945, als das Verbot, ausländische Sender zu hören, langsam in Vergessenheit geriet und man Radio Luxemburg hörte – deutsche Sendungen, deutschsprachige Sendungen. Man hörte den Soldatensender Calais, der in Wirklichkeit aus England kam und eine bis dahin in Deutschland ungespielte Jazzmusik brachte mit süffigen Nachrichten, die die Nachrichten im Großdeutschen Rundfunk doch wesentlich an Pepp und an Aktualität übertrafen.

Ich wurde also sozusagen mit dem Rundfunk sozialisiert. Zeitungen habe ich auch gelesen, aber der Rundfunk war das primäre Medium für mich. Von Fernsehen war noch keine Rede. Es gab in Berlin sogenannte Fernsehstuben, aber da ist meine Mutter mit mir nie hingegangen. Obwohl es mich gelockt hätte, das zu sehen, was Fernsehen ist, aber das war so weit weg, dazu traute man sich gar nicht.

Dann kam nach 1945 Radio Hamburg. Wir lebten in Hannover und es gab in Hannover eine Nebenstelle des Nordwestdeutschen Rundfunks. Der Nordwestdeutsche Rundfunk wurde ins Leben gerufen als die eigentlich deutsche Nachfolgeinstitution von Radio Hamburg, einem Sender der englischen Militärregierung. Dieser Norddeutsche

Rundfunk hatte einen ganz prägenden Einfluss; seine Stimmen, Peter von Zahn, Axel Eggebrecht und andere waren sehr prägnant, waren anders als die offiziellen, offiziösen Nachrichtensprecher im Großdeutschen Rundfunk. Es wurde plötzlich ein anderer Tonfall im Rundfunk laut als der, den man bis dahin gewöhnt gewesen war.

Dieser Nordwestdeutsche Rundfunk war eine große frühe Erfahrung für ein 14 Jahre altes Kind, das eigentlich in der Zeit politisiert wurde. In der Zeit, als die britische und die amerikanische Armee Deutschland eroberten, war der Rundfunk das eigentlich verbindende Glied in dem damals noch sich nur in Umrissen abzeichnenden neuen Deutschland.

Die 50er Jahre sind ja eigentlich die Hochzeit des Radios, das Fernsehen war doch zunächst vor allem ein ins Bild gesetzter Hörfunk. Ist diese Einschätzung aus Ihrer Sicht richtig?

Ich glaube, wir kamen ja alle im Grund von Zeitungen und lebten noch alle in dieser alten Vorstellungswelt: Es gibt jeden Tag einen Redaktionsschluss. Die Reporter schwärmten aus, brachten ihre Storys auf Band mit Ü-Wagen in die Funkhäuser und dann wurde am Ende des Tages eine Sendung gemacht, die hieß beim NDR „Das Echo des Tages“ und sollte dem Publikum sagen: „Das ist heute passiert“, „Wenn ihr das hört, wisst ihr was heute passiert ist.“ So begann es ja auch mit dem Fernsehen, wobei das doch noch schwieriger war, weil ursprünglich war ja die „Tagesschau“ nur dreimal die Woche. Das Material der deutschen „Wochenschau“ und das Fernsehen hatten noch keineswegs diesen Aktualitätsgrad, den es heute hat.

Der Hörfunk hatte auch nicht diese Begleitfunktion. Die übernahm er ja auch erst Mitte der 50er, Ende der 50er Jahre. Erst da erkannte man, dass man Radio machen kann, indem man den Ereignissen folgt. Das war ja neu und hat sich bis heute noch nicht überall durchgesetzt, dass man ein Radioprogramm macht, was der Entwicklung folgt. Ich kann mich noch entsinnen, als ich zum WDR kam, hieß es zum Beispiel dort, dass ein Thema, das im Morgenmagazin behandelt worden war – von 6 bis 8 Uhr – nicht im Mittagmagazin von 12 bis 15 Uhr vorkommen durfte. Das war ein Tabu. Das wäre eine Dublette gewesen, das wollte man nicht. Das heißt, die Vorstellung, dass der Hörfunk den Ereignissen folgt und den jeweils neusten Stand berichtet, war absolut fremd.

Erst in den späten 50er Jahren oder in den 60er Jahren, als Leute wie Helmut Prinz vom Saarländischen Rundfunk zum WDR kamen, wurden im WDR Magazine entdeckt, wobei ja vorher sowieso eher der Lesefunk die Hauptsache war. Es wurde alles per Manuskript vorher festgehalten und musste verlesen werden. Spontane Gespräche – Live – waren die absolute Ausnahme. Es gibt ja eine berühmte Sendung, die ich auch hinterher erst gehört habe, von Axel Eggebrecht mit Matthias Wiemann über das von ihm im Großdeutschen Rundfunk gestaltete „Schatzkästlein“, in der Axel Eggebrecht Mathias Wiemann zu seiner Rolle im Nazi-Rundfunk befragt hat. Es war kritisch. Das war eine legendäre Sendung, in der Wiemann sich sehr freimütig geäußert hat – und mir ist nie klar gewesen, dass das vorher verschriftlicht war, dass dieses Gespräch zwischen diesen beiden verlesen wurde. Es war kein spontanes Gespräch. Es wäre unmöglich gewesen.

Vom „Lesefunk“ zum Rundfunkprogramm

„Lesefunk“ – eine manuskriptgebundene Vorlesungsform, so haben sie das Radio der frühen 50er Jahre einmal bezeichnet. Das ist, glaube ich, eine sehr schöne Charakterisierung, wie Radio von vielen Redakteuren, Autoren damals verstanden und gemacht wurde – verschriftlicht und dann vor dem Mikrofon vorgelesen. Das hat sich ja dann sehr schnell geändert und Sie haben maßgeblich mitgewirkt, andere Formen des Radiomachens auszuprobieren und umzusetzen.

Was nicht immer leicht war. Es gab damals natürlich eine Fülle von Autoren, die vom Rundfunk gelebt haben. Ich will gar nicht mal jetzt Namen wie Ernst Schnabel nennen, der ja Literatur produziert hat. Aber es gab andere Autoren – Feature-Autoren –, die sehr stark davon gelebt haben, im Rundfunk einmal im Monat oder auch in anderen Zeitabständen ein schriftliches Werk vorgelesen zu bekommen, inszeniert zu bekommen. Ich gehörte auch zu denen, die als Autor sehr an dieser Gattung hingen und die sehr gerne solche Manuskripte geschrieben haben.

Als ich dann Direktor wurde, wurde mir plötzlich klar, dass es Redaktionen gab, die Sendezeiten als ihren Besitzstand betrachteten. Es gab Redakteure, die saßen an ihrem Schreibtisch und vergaben Aufträge für Manuskripte und die wurden dann umgesetzt in Viertel- oder Halbstundensendungen und wenn man es wagte, mal über eine solche Sendung zu reden, dann wurde man gleich verdächtigt, dass man die Freiheit des Rundfunks beeinträchtigen will und dass man die höchsten Werte des Rundfunks in Gefahr bringt – nämlich die, Sendungen vorher zu produzieren und einzusetzen und dann für die Ewigkeit zu archivieren. Das war schon eine schwierige Sache. Die Umstellung auf bestimmte Sendeformen war unangenehm, ungeliebt, wenig wohlgefallen und musste trotzdem stattfinden. In der Zeit wurden viele Sendungen als Interviews gemacht, die dann plötzlich nicht nur zehn Minuten, sondern ganze Stunden dauerten und denen es sehr gut getan hat, dass ein Autor oder ein Wissenschaftler oder ein sonstig bedeutender Mensch sich im Rundfunk frei ohne die Zwänge der Schriftsprache äußern konnte. Das hat doch sehr zur Belebung der Programme beigetragen, aber es musste sehr unter Schmerzen durchgesetzt und erkämpft werden.

Glücklicherweise waren die Hauptabteilungsleiter des Programmes mit mir schnell einer Meinung. Es gab eigentlich niemand der, außer den Feature-Redakteuren, von denen es im WDR eine ganze Menge gab, der diesen alten Vorleseformen nachtrauerte. Ich glaube eine wesentliche Veränderung war, dass ich gesagt habe: „Wir brauchen eine Feature-Konferenz. Wir wollen das monatliche Programm in unseren Programmsitzungen in der Weise durchsprechen, dass wir über Themen reden, nicht über Sendeplätze und dass wir, wenn wir dieses Thema dann festgelegt und eingegrenzt haben, was da eigentlich gesagt werden soll, dass wir dann dafür einen Sendeplatz suchen.“ Das war der eigentliche Knackpunkt. Dass nicht mehr jeder Redakteur über seine Sendezeiten frei verfügte, sondern dass Konferenzen ins Leben gerufen wurden, bei denen die Feature-Redakteure, von denen es vier oder fünf gab, sich einigen mussten auf bestimmte Themen und auf die Präsentation dieser Themen in bestimmten Sendeformen. Das war der erste wichtige Schritt der Veränderung.

Aber ich glaube, dass die dahinterstehende Veränderung war: Es wurde plötzlich nicht mehr vom Rundfunk als Verlautbarungsinstrument gesprochen, sondern es wurde davon gesprochen, was interessiert die Hörer. Was wollen wir den Hörern anbieten an Themen? Wie setzen wir bestimmte wichtige Themen um, so dass unsere Hörer sie mitvollziehen können? Das war die eigentliche Veränderung, nicht ex cathedra zu verkünden, was bestimmte Leute für wichtig und für mitteilenswert hielten, sondern sich zu fragen: Was fangen unsere Hörer damit an? Was ist der Nutzen, der Gebrauchswert der Hörer? Hier gab es eine Seitenstraße, in der man sich nicht als Sackgasse verirren durfte. Das war die Zielgruppensendung. Es wurde lange Zeit unter dem Aspekt der Beliebtheit von Themen darüber nachgedacht, wie bringen wir diese Themen an die Zielgruppen heran, die sie interessieren. Es wurde überlegt, wir machen eine Zielgruppensendung für Frauen, Kinder, Behinderte, hätte nicht noch viel gefehlt für Linke und Rechte, aber das kam Gottseidank nicht, sondern es wurde darüber nachgedacht: Wie machen wir Sendungen für alle?

Eines meiner Hauptprobleme beim WDR war die Absetzung der sogenannten „Radiothek“. Bevor ich nämlich zum WDR kam, gab es dort eine Reformkommission. Man hatte festgestellt, dass die Reichweiten des WDR gewaltig zurückgingen zugunsten von Radio Luxemburg, zugunsten des Südwestrundfunks und es wurde überlegt, genau unsere Hörerstatistik anzusehen, um zu wissen, wann welche Hörer erreichbar sind. Es wurde herausgefunden, dass, nachdem das Fernsehen die Hauptabendzeit übernommen hatte, abends die große Chance sein würde, jüngere Leute, die nicht fernsehen, an das Radio zu binden. Es wurde eine Sendung erfunden, die „Radiothek“ mit einer eigenen Redaktion – keinem der Programmbereiche zugeordnet, sondern dem Hörfunkdirektor direkt unterstellt – in der aktuelle Themen für junge Leute, Lehrlinge, Schüler aufgegriffen werden. Ich habe das mit großem Interesse verfolgt, allerdings nicht ohne Kritik und nicht ohne Bedenken, weil sich zeigte, dass wenn wir abends von 19 bis 21 Uhr nur für junge Leute sendeten, wir ein Publikum verloren – bei WDR 2 – was wir am nächsten Morgen nicht wieder zurück bekamen. Das heißt, die Leute entschlossen sich abends ein anderes Programm zu hören, von dem sie sich dann auch morgens wecken ließen. Das war in der Regel SWR 3, nicht der WDR. Ich habe in einer bestimmten Situation, das war der Schleyer-Anschlag in Köln, als dieses Ereignis gegen Abend, am frühen Abend stattfand, festgestellt, dass im WDR 2, in der „Aktuellen Welle“, das Thema nicht vorkam. Das Thema kam beim Südwestrundfunk vor, aber nicht bei uns, weil unsere Leute gar nicht mehr da waren, die Redaktion nicht besetzt war. Die waren gar nicht mehr gewöhnt, dass abends solch ein Thema im Rundfunk noch aktuell werden würde. Das hat mich dazu gebracht zu sagen: „Wir brauchen auch von 19 bis 21 Uhr Sendungen nicht nur für die Zielgruppe ‚junge Leute‘, sondern für ‚alle‘“.

Erst später, viele Jahre später, wurde dieses Prinzip dadurch relativiert, dass eine ganze Welle, nämlich 1LIVE – ein Programm für junge Leute wurde. Das wurde aber erst möglich nach der vollständigen Trennung vom NDR. Bis dahin hatten wir nämlich noch immer mit dem NDR eine Gemeinschaftswelle betrieben. Hamburg hat mir sehr übel genommen, dass wir diese Trennung vollzogen haben, weil, was ich in meiner WDR-Bezogenheit gar nicht realisiert hatte, erst das gemeinsame Programm der Weg war für die Hamburger Journalisten und Redakteure, sich in Bonn, der Hauptstadt, vernehmlich zu machen. Das geschah nämlich über den Westdeutschen Rundfunk; weil der NDR

in Bonn nicht zu empfangen war, konnte das, was die Hamburger sagen wollten, nur in dem Gemeinschaftsprogramm, der gemeinsamen Mittelwelle nach Bonn gelangen. Ich habe das dann gegenüber großen Widerständen in Hamburg durchsetzen müssen, weil ich eben erreichen wollte, dass der WDR freie Hand bekommt auch im ersten Programm. „1LIVE“, den Titel, habe ich erfunden, aber für eine andere Sendung, wurde aber als Programm erst von Fritz Pleitgen eingeführt und damit ein Zielprogramm für junge Leute. Da ging es dann – mit Recht.

WDR-Hörfunkdirektor

Haben Sie dabei in dieser Frage, denn das ist ja nun doch durchaus eine sehr konfliktträchtige Entscheidung gewesen, die Sie damals als Hörfunkdirektor des WDR getroffen haben, auch die Unterstützung ihres Intendanten gehabt? Das war ja bereits Herr von Sell.

Also, die hatte ich durchaus. Wenn es um WDR-Interessen ging, hatte ich sie immer. Da war Hamburg uninteressant, spielte keine Rolle. Ich musste sie natürlich in Hamburg plausibel machen, musste sie meinem Hamburger Kollegen verständlich machen, mit dem ich mich immer sehr gut vertragen habe. Das war Wolfgang Jäger – mit dem hatte ich nie Streit. Aber der Hamburger Chefredakteur, das war zu der Zeit Jürgen Kellermeier, dem war das sehr unangenehm, was ich da gemacht hatte. Der hat sich auch bei mir sehr beklagt, wie ich mit ihm rede, obwohl er nur Chefredakteur und ich Programmdirektor bin. Das mochte er nicht hören. Das widersprach seinen hierarchischen Vorstellungen.

Sie haben drei Intendanten im WDR kennengelernt bzw. unter drei Intendanten gearbeitet.

Von Bismarck, von Sell und Nowotny.

Bismarck, von Sell und Nowotny - das waren ja drei ganz unterschiedliche Charaktere. Wie kommt man klar als der für den Hörfunk zuständige Direktor mit so unterschiedlichen Gesprächspartnern?

Ich habe Herrn von Bismarck wirklich sehr geschätzt und hatte wirklich große Hochachtung vor ihm. Er war für mich schon eine bedeutende Persönlichkeit.

Mit Sell war ich eigentlich befreundet, was Konflikte nicht ausschloss, die so weit gingen, dass er eines Tages sagte: „Ich bin hier Intendant des Westdeutschen Rundfunk und du bist Hörfunkdirektor und ich weiß gar nicht, ob der Hörfunk noch zum Westdeutschen Rundfunk gehört“. Der hatte...

Worauf gründete sich denn dieser Vorwurf?

Dieser gründete sich auf meine, ich will nicht sagen Eigenwillig- oder Eigensinnigkeit, aber aus seiner Sicht mangelnden Kooperationsfähigkeit. Ich war für ihn nicht der Kooperationspartner, den er in Heinz Werner Hübner zum Beispiel hatte. Mit Höfer hatte er

überhaupt kein Verhältnis. Aber mit Hübner hatte er ein sehr enges und freundschaftliches Verhältnis, und ich war für ihn eine Enttäuschung. Ich glaube, er hatte sich von mir mehr an Kooperation und engere Ratgeberfunktion vorgestellt, obwohl er einst zu mir gesagt hat: „Ratschläge sind auch Schläge“. Er war, was das betrifft... Ich glaube, ich war schon eine Enttäuschung für ihn.

Nowotny wiederum war ganz anders. Nowotny, den er ja schlecht behandelt hat als Kandidat für die Fernsehdirektion. Das war ja auch ein Anlass für den Abschied von Sells. Denn der Verwaltungsrat meinte, man sollte nach dem Abgang Höfers als Fernsehdirektor Nowotny als neuen Fernsehdirektor berufen und von Sell hat diesen Wunsch des Verwaltungsrates nicht wirklich umgesetzt. Jedenfalls nicht so, dass eine Rückfrage bei Nowotny: „Hat er Sie denn gefragt, ob Sie Fernsehdirektor werden wollen?“ ergab, „Nein, hat er nicht“. Das war für den Verwaltungsrat ein Schlag ins Kontor.

Sie haben mal in einem Interview gesagt „Mut habe ich immer gehabt. Vielleicht hat mir ein wenig Klugheit und Geduld gefehlt“.

Das kann man wohl sagen. Das würde ich heute noch unterschreiben.

Ich glaube, bei von Sell war das Problem: Er war natürlich schon sehr auf Fernsehen fixiert, weil Günter Rohrbach hat mal gesagt: „Ja, wir wollen Fernsehen machen und dann brauchen wir nur noch ein bisschen Hörfunk“. Der Hörfunk war ja auch räumlich weit entfernt. Es kostete ungefähr fünf Minuten vom Wallraff-Platz zum Vierscheibenhäuserhaus. Der Hörfunk hatte ein großes Eigenleben. Bismarck kam immer noch in die Hörfunkschaltkonferenz, weil ihn das interessierte, was da debattiert wurde. Sell ist da nie hingegangen. Ich übrigens auch nicht, aber der Hörfunk fühlte sich vom Intendanten nicht so gewürdigt wie bei Bismarck.

Bei Nowotny war das anders. Der interessierte sich mehr für den Hörfunk und interessierte sich auch für einzelne Sendungen mehr. Ich glaube nicht, dass von Sell viele Sendungen gehört hat, die wir gemacht haben. Das Fernsehen stand so im Mittelpunkt seines Arbeitstages, will ich mal sagen, seines Arbeitslebens, dass er den Hörfunk eher schlecht wahrgenommen hat.

Man darf eins nicht vergessen. Die leitenden Herren des WDR, das beginnt bei Bismarck, setzt sich aber über von Sell und Nowotny fort, wurden häufig eingeladen zu irgendwelchen Partys in Düsseldorf oder im Ruhrgebiet. Dort wurden ihnen immer schreckliche Sachen über den Hörfunk erzählt. Das heißt, sie kamen am Montag oder Dienstag in die Direktorensitzung und denen waren wieder die Ohren voll geredet worden mit Dingen, wie schrecklich der Hörfunk des WDR doch sei. Das hat auch eine große Rolle gespielt, dass ich mich immer in einer Verteidigungsstellung befunden habe.

Natürlich gab es auch Zwischenträger aus dem Hörfunk in Richtung Intendanz, die dann bestimmte Dinge, die ihnen im Hörfunk nicht passten, in der ihnen richtig scheinenden Form beim Intendanten abkluden und da hatte ich dann wieder auch zu tun, solche Dinge zu bereinigen.

Wie haben Sie das empfunden? Das heißt doch, dass Sie eine gewisse Handlungsfreiheit besaßen und diesen Spielraum auch in vollem Umfang genutzt haben.

Mein persönliches Verhältnis zu Intendanten war gekennzeichnet durch ein starkes Vertrauensverhältnis zu Herrn Bausch und zu Herrn Lehr. Das waren eigentlich die beiden, mit denen ich am offensten und am meisten geredet habe – mit denen hatte ich ein wirklich enges Vertrauensverhältnis.

Wie kam es, dass ausgerechnet diese beiden Intendanten Ihre wichtigsten Ansprechpartner waren?

Das ist merkwürdig. Das hängt mit der Medienkommission der ARD zusammen, die Bausch leitete und es hängt mit Lehrs Aktivitäten in Sachen Zeitungsverleger, Neue Medien und so weiter zusammen, wo er mich auch immer ins Vertrauen gezogen hat, was er mit den Zeitungsverlegern getrieben hat.

Herr Jenke, an dieser Stelle möchte ich den Fokus auf Ihre Tätigkeit als Hörfunkdirektor im WDR seit 1974 lenken. Sie haben damals den Hörfunk vielleicht nicht neu erfunden, aber doch Veränderungen, Innovationen eingeführt, die das Erscheinungsbild des Radios bis heute prägen. Die aktuellen Magazinsendungen, das „Morgenmagazin“ und das „Mittagsmagazin“, haben sie eben bereits erwähnt.

Ich denke, dass sich die eigentlichen Veränderungen im Bewusstsein von Redakteuren abgespielt haben, die von der Zeitung kamen und die plötzlich merkten: Es gibt im Radio keinen Redaktionsschluss, sondern wir berichten kontinuierlich, wir folgen den Ereignissen, wir begleiten unsere Hörer. Es gab damals schon die Idee, dass ein Radioprogramm nicht eine Folge von Nummern ist – dass man hier ein Konzert und da ein Porträt und da ein Feature macht, sondern dass man ein Radioprogramm macht, dem die Hörer folgen können. Klaus Klenke, der auch in Münster viel gearbeitet hat, hat das die Soziefunktion genannt, hat gesagt: „Das Radioprogramm ist ein Soziefunktion des Hörers.“ Es hört der Hörer, fühlt sich von ihm angesprochen und begleitet und da müssen wir hin. Ich will mal sagen, auf diesem Weg gab es auch Misserfolge... Eines der Hauptprobleme, die ich hatte, die auch erst Fritz Pleitgen gelöst hat, war, dass wir einen Dualismus hatten in WDR 2 zwischen der aktuellen politischen Redaktion und der Kulturredaktion. Es war nämlich so, dass die Politik den ganzen Tag praktisch gestaltete – mit Ausnahme der Stunden zwischen neun und zwölf, wo die Kultur, vertreten durch Gerda Hollunders Redaktion „Daheim + Unterwegs“, eine Sendung machte, die stärker Themen reflektierte als der Aktualität zu folgen. Diesen Dualismus, diesen Wettbewerb zwischen Politik und Kultur, den habe ich versäumt zu lösen. Ich hätte ihn lösen können – ich weiß aber bis heute nicht wie.

Inwiefern war die Regionalisierung denn ein „Klotz am Bein“ für Sie?

Die Regionalisierung war ja ein Vorläufer der Lokalradios in Nordrhein-Westfalen und ich habe damals gesagt: „Wir werden nie eine Popularität der Lokalradios mit überregionalen Sendungen erreichen. Das werden wir nur auf anderen Wegen erreichen“ – nämlich zum Beispiel mit WDR 4 mit einem musikalisch konventionellen Programm, das ja dann zeitweise das meistgehörte Programm war, zeitweise, auch nicht mehr heute. Ich habe damals die, wie soll ich mal sagen, die Regionalisierung am falschen Ende aufgezogen. Ich hätte sagen müssen, sie soll in WDR 2 stattfinden. Und es soll Fenster geben.

Also in dem aktuellen Programm?

In dem aktuellen Programm. Es sollten dort, wo die Weltnachrichten und die aktuellen Begleitnachrichten laufen, auch die Regionalnachrichten laufen. Das hat Fritz Pleitgen dann eingeführt, aber auch wieder abgeschafft. Insofern als nach jeder Nachrichtensendung zur halben Stunde zwei, drei Regionalnachrichten liefen. Da wurden die Programme auseinander geschaltet. Als ich das das erste Mal vorgeschlagen habe, gab es schweren Protest der Werbegesellschaft, die gesagt hat: „Das Programm wird mit Worten überlastet, wir wollen da unsere Werbespots senden.“ Da hat die Werbegesellschaft, was ja gelegentlich passiert, den Intendanten davon überzeugen können, dass man da Geld verliert – das war eben falsch.

Aber in dieser Phase, 1974/75 muss das gewesen sein, haben Sie ja auch einen Projektauftrag bekommen für die Entwicklung von Lokalradios. Sie sollten für die KtK ein entsprechendes Papier erstellen.

Das war noch für den NDR, also wohl 1973. Aus der Zeit stammen übrigens, weil Sie nach ihnen fragten, meine engeren Beziehungen zu Bausch und Lehr und zwar aus folgendem Grund: Bausch wurde damals Mitglied für die ARD in der KtK und hat mich zu seinem Stellvertreter gemacht. Lehr war darüber sehr traurig, denn er wäre das selbst gern geworden, hat mir das aber nie übel genommen, sondern hat immer gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Aber auf diese Weise kam ich mit beiden in eine sehr enge Beziehung. Bezüglich der Lokalradios, um das nochmal zu sagen, war natürlich die Frage, macht der WDR auch Lokalradios?

Die Regionalisierung ist ja dennoch, ich wage es mal zu behaupten, ein Erfolg geworden. Der WDR hat ja neun Landesstudios oder Regionalstudios aufgebaut. Er hat eine Welle zur Regionalwelle gemacht mit einem eigenen Musikprogramm. Also müssten Sie doch im Nachhinein sich bestätigt fühlen?

Naja, er hat eigentlich nicht eine Welle zur Regionalwelle gemacht mit einem eigenen Musikprogramm, sondern er hat fünf verschiedene Wellen, von denen eine überwiegend Regionales und Wortprogramme machte. Während WDR 2 wiederum von regionalen Inhalten entkleidet wurde. WDR 2 hatte eine Weile, wie ich finde, ganz erfolgreich nach diesen Nachrichten zur halben Stunde regionale Einsprengsel. Das haben sie aber wieder aufgegeben und jetzt gibt es eigentlich keine regionale Welle im WDR...

Sie haben sich früh für die Musik im Radio interessiert. Das war einer Ihrer Schwerpunkte. Wenn ich Ihre Publikationen anschau, dann stößt man darauf, dass Sie sich mit dem Thema Musik und Hörfunk immer wieder auseinandersetzen. „Welche Rolle spielt die Musik für den Hörfunk?“, war z.B. einer der Titel. Haben Sie sich in diesem Punkt Gehör verschaffen können?

Wir sind, glaube ich, da noch gar nicht auf dem Punkt, auf dem wir sein müssten, was die Musik betrifft. Wir arbeiten immer noch mit klassischen Musikgenres – Oper, Operette, Sinfonie, Kammermusik – und wir müssten Methoden finden, die das Wesen von Musik anders formulieren – nämlich Musik, die man aufmerksam hört, der man aufmerksam zuhört, oder Musik, die man als Entspannung nebenbei wahrnimmt. Das sind

natürlich für Musikwissenschaftler heilige Begriffe, das darf man gar nicht sagen, dass man Musik auch zur Entspannung hören kann. Ich hatte mal ein Gespräch mit Gary Bertini, unserem Chefdirigenten, der sich sehr lebhaft darüber beschwerte, wenn in einem Restaurant live gespielt wurde: „Dafür ist doch Musik zu schade – so als Begleitmusik.“ Ich sagte: „Haben sie schon einmal was von Tafelmusiken gehört?“ Ja, hatte er, aber er wollte es nicht akzeptieren. Für ihn war Musik heilig und durfte nicht mit anderen Dingen verknüpft werden.

Kein Crossover?

Dabei fällt mir ein, dass ich mal eine große Auseinandersetzung mit Carmen Thomas gehabt habe, als sie in irgendeiner ihrer „Hallo Ü-Wagen“-Sendungen die Ouvertüre „1812“ von Tschaikowski, in der es bekanntlich Gewehrdonner und Gewehr gibt, gespielt hat. Da habe ich gesagt: „Das möchte ich bitte im Zweiten Programm nicht hören.“ „Doch“, hat sie gesagt, „das muss sein. Das gehört zum Thema.“

Diese Auseinandersetzungen über die Rolle der Musik in den Programmen war sicherlich ein ständiger Konfliktpunkt über die gesamte Zeit Ihrer Direktorentätigkeit. Oder irre ich mich da?

Ja, absolut. Also es war so: Ich habe mich auch erst sozusagen dazu durchringen müssen, Musik nicht zu kategorisieren in dem Sinne, dass man bestimmte Genre nur in bestimmten Programmen spielt, sondern dass es Crossover geben muss – das geht gar nicht anders.

Die Formatierung von Programmen war für mich immer ein Greul. So dogmatisch habe ich das jedenfalls nie gesehen. Aber ich wollte natürlich trotzdem bestimmte Grundfarben in den Programmen haben und es gab für mich schon Grenzfälle, wo ich gesagt habe, „Das bitte nicht.“

WDR als „Rotfunk“

Ich möchte nochmal auf einen Punkt eingehen, über den wir vorhin sehr schnell hinweg gegangen sind. Wir haben über die Einflussnahme von Programm und Parteien gesprochen. Ich glaube am deutlichsten wurde dies vielleicht in der Diskussion um den Begriff „Rotfunk“. Das ist gerade beim WDR ein immer wieder geäußertes Vorwurf gewesen. Das gab es aber auch im Falle des NDR, und auch gegenüber dem Hessischen Rundfunk gab es diese Vorwürfe. Aber im Falle des WDR waren diese Vorwürfe aus der Politik massiv.

Heinrich Windelen hat, als ich ihn darauf mal angesprochen habe, gesagt: „Ich hatte ja nie gesagt, ihr seid ein ‚Rotfunk‘. Ich habe nur gesagt, ihr sollt keiner werden.“ Es war so. Haben Sie das Buch von Richard David Precht gelesen über seine Jugend in...?. Also Precht war in Solingen und Solingen ist ja eine Brutstätte des Kommunismus in der Bundesrepublik gewesen.

Das Dreieck Wuppertal-Solingen-Remscheid.

Ja, genau. Ich entsinne mich, dass zum Beispiel in Solingen die SDAJ sehr stark war und die „Radiothek“ fand dort immer begeisterte Zustimmung und hat über und mit der SDAJ sehr viele Sendungen gemacht. Darüber haben sich bei mir so manche beschwert:

die Gewerkschaftsjugend, die gesagt hat: „Wieso immer nur die SDAJ und nicht wir?“, Reinhard Grätz, der Vorsitzende des Rundfunkrates, hat zu mir gesagt: „Berichtet doch mal über ein Mandolinenorchester wie in Wuppertal. Das sind doch auch junge Leute.“

Kritisiert wurde die Einseitigkeit, mit der man auf diese Aktivitäten eingegangen ist. Wie man heute weiß, waren diese Aktivitäten nicht selten gesteuert vom Ministerium für Staatssicherheit der DDR. Es ist sicher richtig, dass wir da schon sehr anfällig waren. Es gab Leute bei uns, die Themen begierig aufgegriffen haben, die aus dieser Ecke kamen, und die dabei sehr unkritisch vorgegangen sind.

Ich war ja nach meiner WDR-Tätigkeit vier Jahre lang Vorsitzender des Programmausschusses beim Deutschlandradio. Da gab es eine Sendung über vier zu Gefängnis verurteilte Hausfrauen aus Celle und der Autor dieser Sendung hat gesagt, das sei doch nun aber wirklich unbeschreiblich: Die Justiz der Bundesrepublik verfolgt diese vier Hausfrauen, weil sie sich beteiligt haben an der Aktion „Frohe Ferien für alle Kinder“, wo Kinder in die DDR eingeladen wurden und so weiter. Nun weiß man inzwischen, dass diese Aktion „Frohe Ferien für alle Kinder“ eine Aktion war, um in der Bundesrepublik Leute zu gewinnen, die sich in den Dienst des Ministeriums für Staatssicherheit zu stellen bereit waren. Das hatten aber diese Autoren beim Deutschlandfunk nicht erwähnt, nicht berücksichtigt und wurden entsprechend kritisiert. Dies habe ich auch so gesehen. Da habe ich einen heftigen Brief des Redakteurausschusses vom Deutschlandfunk bekommen, warum ich mich nicht für die Freiheit dieser Sendung einsetzte. Doch es war einfach unmöglich. Die Autorin dieser Sendung hatte nicht kapiert, was die Hintergründe dieser Aktion waren.

Aber lassen sie mich noch einmal auf den Begriff des „Rotfunk“ zurückzukommen. Wie haben Sie darauf reagiert? Sie sagten gerade, Sie haben über diese Angriffe mit Heinrich Windelen gesprochen.

Windelen war ja ein führender CDU-Politiker in NRW und saß auch für die CDU im Verwaltungsrat. Ihn habe ich einfach mal gefragt: „Was meinen Sie damit?“ und dann hat er das gesagt. „Rotfunk“ war eigentlich nur der Ausdruck der Stimmung, dass die ganze Richtung des Programmes uns nicht passte. Dazu muss man sagen, dass sich die Kritik gegen hochangesehene Journalisten wie Alexander von Cube oder Volker Mauersberger oder auch Carola Stern richtete, von denen gesagt wurde, sie seien Parteigänger der SPD, gar nicht mal der Kommunisten. Der „Rotfunk“-Vorwurf richtete sich gar nicht so sehr, wie ich es empfunden habe, gegen eine kommunistische Unterwanderung, wie vielmehr gegen eine sozialdemokratische Parteinahme. Carola Stern hat durchaus ganz offen für Willy Brandt Stellung genommen und sich da auch keinen Zwang auferlegt.

Aber es gab eben keine adäquaten CDU-Positionen. Natürlich gab es Leute von der CDU in den Redaktionen des WDR. Der Chefredakteur Paul Botta war z.B. CDU-Mann, Heinz Linnerz, der Kulturchef, kam von der katholischen Wochenzeitung aus Recklinghausen – aber sie drangen nicht durch. Heinz Linnerz wurde schon zu von Bismarcks Zeiten berufen zum Hauptabteilungsleiter Kultur, weil er als Feuilletonchef der Zeitung „Echo der Zeit“ in Recklinghausen, einer katholisch konservativen Zeitschrift, einen heftigen Angriff auf den CDU-Bundestagsabgeordneten Gerd Bucerus gefahren hatte und dessen Stern-Reihe „Brennt in der Hölle ein Feuer?“. Das hat die CDU ihrem Abgeord-

neten sehr übel genommen – dem CDU-Abgeordneten Bucerius – und Linnerz hat dazu auch heftig gegen Bucerius geschossen und das legitimierte ihn zum Hauptabteilungsleiter Kultur in den Augen der CDU-Verwaltungsratsmitglieder. Er hat sich dann jedoch nicht durchgesetzt gegenüber den Leuten in seiner eigenen Redaktion, die häufig klare Linksliberale oder Sozialdemokraten waren.

Aber ich möchte noch einmal auf das Thema „Rotfunk“ zurück kommen.

Der „Rotfunk“-Vorwurf hat uns schon heftig beschäftigt, weil im Programmbeirat Jens Feddersen als Vertreter der Landesregierung Nordrhein-Westfalen den Antrag gestellt hat, „Radiothek“-Sendungen zu verschriftlichen und den Wortlaut dieser Sendungen den Gremienmitgliedern zuzustellen. Ich hätte mich damals stärker wehren müssen und sagen müssen, die Sendungen sind nicht zum Lesen da, die sind zum Hören da. Wir geben euch gerne Mitschnitte dieser Sendungen, aber nicht die Verschriftlichung. Ich hatte da nicht den Mut zu sagen: Das machen wir nicht, diese Sendungen sollen nicht gelesen, sondern gehört werden. Das hat uns doch eine Weile gekostet an Zeit und Arbeit diese Sendungen dann in Papierform bereitzustellen, was aber auch im Programmbeirat zu keinerlei Ergebnis führte.

Wie gesagt: Es war nicht so, dass ich dem „Rotfunk“-Vorwurf folgend eine Sendung wie die „Radiothek“ abgesetzt habe. Das war nicht das Motiv. Das Motiv lag schlicht und einfach darin, dass ich gesagt habe, wir können nicht in WDR 2 abends zwei Stunden lang zur besten Radiosendezeit eine Sendung nur für einen ganz kleinen Zuhörerkreis machen.

Als von Sell dann tatsächlich aufhören musste – was ganz schrecklich war, weil da Vorwürfe hinsichtlich eines Gartenzauns auf seinem privaten Anwesen im Siegerland und der Nutzung eines ihm nicht zustehenden VW Käfers durch seine Frau vorgebracht wurden, persönliche Diffamierungen –, ist dann Theodor Schwefer, der damalige Verwaltungsratsvorsitzende des WDR, gekommen, hat mich zu einem sehr schönen Mittagessen eingeladen und mich gefragt, ob ich Intendant werden wollte und da habe ich „Nein“ gesagt. Mich als Intendant vorzuschlagen, hatte er mit Heinz Kühn so abgesprochen. Ich hätte eine Mehrheit gehabt bei diesen beiden – bei SPD und CDU. Aber ich wollte das nicht, wollte Programmdirektor bleiben. Das hatte ich nämlich kurz vorher schon Herrn Lehr erklärt. Der auch natürlich von diesen Problemen zwischen mir und von Sell irgendwie Wind bekommen hatte. Ich weiß nicht, auf welche Weise. Aber ich habe dann gesagt: „Nein, Intendant will ich nicht werden.“ Und dann wurde es ja No-wottny.

Was hat Sie dann am Hörfunk fasziniert? Der direkte Kontakt, die Schnelligkeit, die Spontanität?

Ja und die Mischung aus Musik und Wort. Das gab es im Fernsehen eben nicht. Das Fernsehprogramm ist ja erst allmählich zum Musikprogramm geworden. Aber mich hat, wie soll ich sagen, die Vielfalt des Hörfunks von Anfang an fasziniert und begeistert.

Ich kann das durchaus nachvollziehen, wobei ich mich trotzdem immer noch frage, warum Sie dann doch nicht Intendant geworden sind. Ich kann es mir zwar vorstellen. Sie

sagten nämlich vorhin an anderer Stelle, Ihnen fehlt so ein bisschen das Durchsetzungsvermögen, aber...?

Ich habe es mir tatsächlich nicht zugetraut.

Ihre 40 Jahre im Hörfunk, fürs Radio, wie würden Sie die überschreiben? Wenn Sie das jetzt zusammenfassen müssten. Was war das für eine Zeit?

Das war die große Wandlung in der Medienlandschaft. Die Wandlung der Medienlandschaft von einem mehr oder weniger stabil wirkenden System aus Zeitungen, Radio, Fernsehen zu einem diffusen Vielfaltssystem aus Internet und verschiedenen Angeboten auf verschiedenen Wegen.

Also ich frage mich zum Beispiel: Wir haben uns die Köpfe damals zerschlagen über die Fernsehbeiträge der Zeitungen. Das fragt heute kein Mensch. Die Zeitungen machen, was sie wollen, keiner kümmert sich mehr darum. Da wurden ganze ideologische Schlachten geschlagen – Dürfen die Zeitungen sowas überhaupt machen?

Diese Veränderung, das war das Faszinierende, was Sie als Überschrift drüber setzen würden über Ihre Jahre – „ein Medium ändert sich“?

Ja, ein Medium, die Medienlandschaft ändert sich und in ihr viele Medien. Wobei zum Beispiel die stärkste Versuchung, die ich hatte, war, als in der KtK-Zeit, Anfang der 70er Jahre, ein Bertelsmann-Vorstandsmitglied fragte, ob ich nicht für Bertelsmann nach Wien gehen und mit den österreichischen Markt beobachten wollte. Da habe ich lange mit mir gerungen, ob ich sowas nicht machen sollte. Das Gehalt war außer jeder Reichweite für den WDR – Pension auch –, aber das Radio reizte schließlich einfach mehr.

Wobei die Vorgeschichte meiner Berufung zum WDR auch nicht ganz gradlinig war. Eines Tages kam der Intendant des Saarländischen Rundfunks, Franz Mai, nach Hamburg und fragte mich, ob ich nicht Programmdirektor in Saarbrücken werden wollte. Dann bin ich mit meiner Frau nach Saarbrücken gefahren, wir haben uns das angeguckt und gesagt: „Naja, das ist keine schlechte Stadt, die Nähe zu Frankreich und so, könnte man machen, aber eigentlich doch nicht.“ Dann rief wenig später der Intendant des SWF, Helmut Hammerschmidt, an und sagte: „Also die Situation hier ist ganz schrecklich, möchten sie nicht Programmdirektor Hörfunk des Südwestfunks werden?“. Darüber lässt sich schon eher reden und dann habe ich gesagt: „Muss ich drüber nachdenken“. Und dann kam schließlich Klaus von Bismarck und hat gesagt „WDR“ und da habe ich gesagt: „Ich hatte doch aber Herrn von Hammerschmidt schon fast zugesagt, das wäre ganz unfair ihm jetzt abzusagen.“ Hat er gesagt: „Hören sie, manchmal muss man unfair sein.“ Das hat mich mit ihm sehr verbunden – dieser Ausspruch. Dass er mich zur Unfairness gegenüber Hammerschmidt verleitet hat.

„das treibt mich an und um“

Gespräch mit Jürgen Doetz (Auszüge)

Jürgen Doetz, geb. 9. Oktober 1944, studierte Politische Wissenschaften, Geschichte und Soziologie; war dann Redakteur beim „Pfälzer Tageblatt“, Sprecher des rheinland-westfälischen Kultusministers Bernhard Vogel und bis 1982 stellvertretender Sprecher von Ministerpräsident Bernhard Vogel. Ab 1977 Ministerialrat. 1982 bis 1992 arbeitete er als Programmgeschäftsführer der PKS (Kabel- und Satellitengesellschaft), 1985 bis 2004 als Geschäftsführer Sat.1 bzw. Vorstand der ProSiebenSat.1 Media AG; 1985 bis 1990 war er Vizepräsident des VPRT, dann Präsident. Seit 2011 ist Doetz Koordinator der Deutschen Content Allianz (DCA).

Margarete Keilacker führte mit ihm am 22. November 2016 in Berlin das folgende Erinnerungsgespräch.

Herr Doetz, Sie haben zu Beginn Ihrer Rundfunklaufbahn einen sicheren Posten als hochrangiger PR-Manager und Ministerialrat aufgegeben. Welcher Teufel hat Sie da geritten?

Der Teufel, der vielleicht in dem Beruf des Journalisten steckt – dass er gerne zurückkehrt zu dem, was ihm am meisten Spaß gemacht hat.

Ich hatte nach dem Abitur ein Volontariat begonnen, hatte es dann geschafft, unter über tausend Bewerbern in die deutsche Journalistenschule aufgenommen zu werden, verbunden mit den Perspektiven, die man damals hatte, wenn man es mal dorthin geschafft hatte. Das war praktisch schon feststehend, dass es ein gutes Sprungbrett ist; aber da holte mich dann die Bundeswehr raus aus der Lehrredaktion. Ich bekam die Zusicherung, danach, nach der Bundeswehrzeit, dann erneut in die Lehrredaktion dort einzutreten. Aber bis die Bundeswehr fertig war, war ich verheiratet und Vater einer kleinen Tochter und kümmerte mich dann erstmal darum, dass es mit dem Journalismus und dem Studium weiterging. Dann kam das Angebot, ins rheinland-pfälzische Kultusministerium und dann in die Staatskanzlei zu wechseln.

Ich sagte mir: „Das sollst du mal kennenlernen“. Das war so das Motiv, mal die andere Seite kennenlernen, Politik von Innen kennenzulernen. Außerdem war Bernhard Vogel eine Persönlichkeit, die ich von der Heidelberger Uni her schon kannte, aber die ich auch einfach in der damaligen Diskussion über Bildungspolitik und und und... dann gut fand. Dann kam der Wechsel in die rheinland-pfälzische Staatskanzlei, was wiederum ein anderes Aufgabengebiet war, was sehr spannend war, weil Vogel ja zweimal auch ein Kandidat war gegen den Wunschkandidaten von Helmut Kohl, was viel in der Presse ausgetragen wurde, was diese Konfliktsituation betrifft. Also es war wieder spannend.

Aber dann nach insgesamt so elf, zwölf Jahren Laufbahn in der Behörde, dachte ich so, jetzt ist es Zeit zu schauen, ob im Journalismus nicht eine Möglichkeit besteht dahin zurückzugehen. Sicher, ich war bis dahin, bis zu dem Zeitpunkt Ministerialrat auf Lebenszeit. Wechselte dann nicht zum ZDF, wie das damals üblich war für Pressesprecher der rheinland-pfälzischen Landesregierung. Aber es war immerhin mit Alois Schardt

der Programmdirektor des ZDF, der mich auf seinen, ja auch guten, Freund Leo Kirch aufmerksam machte. Dann kam es zu dem Angebot etwas aufzubauen, was es bisher nicht gab. Wo ein Journalist gefragt ist, aber ein Journalist, der eben auch die Verbindungen in die Politik hatte – das fasziniert. Dann musste ich Bernhard Vogel beibringen, dass ich gehe; und eben nicht nur Bernhard Vogel, sondern auch meiner Familie. Ich weiß noch, ich hatte eine sehr enge Beziehung zu meiner Großmutter, weil ich da auch lange groß geworden bin, die dann natürlich beim Regierungsdirektor schon ganz stolz war und vor allem vor ihren Bridge-Freundinnen dann enorm powern konnte. Ministerialrat, da wusste sie schon nicht mehr so genau, ob es mehr oder weniger ist, aber dann kam die PKS, da konnte sie ihren Bridge-Partnerinnen gar nichts mehr erzählen. Aber im Ernst, natürlich machte sie sich Sorgen, was der arme Enkel jetzt möglicherweise ausgefressen hat oder was passiert sei, denn man macht sowas nicht – so eine Lebenszeitperspektive.

Sicher, mit Familie und so weiter hat man sich das zweimal überlegt, aber es reizte zu sehr. Es war also die Verbindung von Journalismus und Politik, wo ich sagte: „Ne, das kann jetzt die Herausforderung sein, die du vielleicht von Anfang an wolltest“. Und dann bin ich gesprungen.

Hätten Sie denn eine Rückkehrmöglichkeit gehabt?

Drei Jahre lang hatte ich die Rückkehrmöglichkeit. Die ersten drei Jahre galt es so als, ich sage mal, Weiterbildung für den öffentlichen Dienst, dass man mal so was kennenlernt. Aber nach drei Jahren hat dann die Staatskanzlei mich darauf hingewiesen und auch Herrn Vogel drauf hingewiesen, jetzt müsste man es dann schon zu einer endgültigen Trennung kommen lassen. Dann haben die nachgezahlt in die Rentenkasse, und das war es dann.

Und sie hatten aber vom Rundfunk eigentlich keine Ahnung?

Ich war nie rundfunkjournalistisch tätig, jetzt mal ausgenommen – ich hatte, glaube ich, einen Fernsehauftritt im damaligen Südwestdeutschen Rundfunk in einer Schülerquiz-Sendung „Die 6 Siebeng'scheiten“. Das war meine einzige Fernseherfahrung und deswegen schickte mich Herr Leo Kirch dann erstmal sechs Monate zum ORF. Er war sehr gut befreundet mit Gerd Bacher und sagte: „Du musst jetzt mal Fernsehen kennenlernen, wie das alles funktioniert“. Da hatte er dann mit Gerd Bacher praktisch so ein Trainee-Programm ausgearbeitet. Also erstmal auf den Küniglberg durch die verschiedenen Redaktionen. Dann in das Linzer Landesstudio und und und.... Das war eine tolle Zeit. Sechs Monate Wien ist schon toll, aber sechs Monate Wien und ORF, der damals auch viele Programme hatte, die prägten allein die Nachrichtensendungen, die Talkshows, die es da gab – war ja vieles in Bewegung und zwar sehr, sehr ansprechend in Bewegung. So etwa vergleichbar wie bei uns Radio Bremen eine große Rolle gespielt hat – im inhaltlichen Bereich, was spannende Programme betrifft. Da marschierte ich da sechs Monate im ORF rum. Die Leute hatten so einen Eindruck: Naja, ist das jetzt ein Austauschstudent, der Alte, der Intendant, da hängt er da dran, muss irgendwie so ein Trainee-Programm sein. Dass ich damals schon meinen Vertrag mit der PKS hatte und dass hinter mir praktisch Leo Kirch stand, dass wussten beim ORF drei, vier Leu-

te, später wurde es dann natürlich bekannt. Aber das wurde deswegen nicht weniger freundschaftlich, was die Menschen betrifft, mit denen ich dort etwas zu tun hatte.

Das war dann meine Trainee-Zeit und dann ging es in wenigen Monaten Aufbauzeit in Ludwigshafen auch schon mit dem praktischen Fernsehen los.

Sat.1

Sie gelten ja zu Recht als „Mann der ersten Stunde des Privatfernsehens“ oder „Pionier des Privatfernsehens“, wie man es eben möchte. Sie haben also vorwiegend um Frequenzen gekämpft bei PKS zunächst, und was gab es noch für Probleme?

Es gab natürlich die Programmkoordinierung. Das war bei zehn Programmlieferanten schwierig bis hin zu so kleinen...

Also jeder hat sein Programm geliefert?

Je nach Stärke innerhalb des Konsortiums. Das bedeutete, über die Hälfte des Programms kam von Leo Kirch, aber eifersüchtig natürlich beobachtet vice versa auch von den Burdas, den Bauers, den Bertelsmännern, wer auch immer noch in diesem Konsortium war und vor allem den Zeitungsverlegern. Es hatten sich damals 130 Zeitungsverlage zur Aktuell-Presse-Fernsehen GmbH zusammengeschlossen, die Gesellschafter waren, neben Springer.

Das war schon reizvoll, das zu koordinieren, bis hin zu der Tatsache, dass meistens bei den Serien und Spielfilmen, die einmal in der Woche aus München aus dem Keller von Leo Kirch angeliefert wurden, oft die Längen nicht stimmten. So dass wir dann feststellten am Vortag „Hoppla, da fehlen 15 Minuten, da fehlt mal das“; und da Gott sei Dank Ludwigshafen damals so eine Art Pilgerstätte war für alle die: „Was ist denn Privatfernsehen in Deutschland?“. Dann habe ich mir immer diese Gäste der AKK (Anstalt für Kabelkommunikation), wenn sie irgendwie verkraftbar waren, in den Keller geholt, habe mit denen ein Interview gemacht oder habe, weil es ja auch ein regionaler Bereich war, morgens eifrig die Regionalzeitung studiert, ob irgendwas passiert und habe eigentlich fast täglich dann irgendwie fünf bis fünfzehn Minuten, ja Talkshow kann man es nicht bezeichnen, sagen wir mal, Interview vor einer Kamera geführt. Da fühlte ich mich dann doch wieder so etwas als Journalist und weniger als ein Koordinator.

Aber dann ging es sehr schnell um einerseits diese ganzen medienpolitischen Themen. Andererseits, und das war finanziell sehr entscheidend, um den Ausbau eines Regionalsenders zu einem bundesweiten Sender, was dann nochmal aktuell wurde nach der Wende, als die ostdeutschen Länder mit zum Aufbau von Reichweite aber auch für die Inhalte zur Verfügung standen. Das war also sehr anstrengend.

Ich glaube, PKS, später Sat.1, hat mal abgesehen davon, dass ich am ersten Januar 1984 dann die Zuschauer begrüßen durfte mit so einem Programmschnipsel, damals dachte niemand an YouTube, aber heute kann man sich den dann angucken und ich bekomme ihn bei jedem Jubiläum irgendwie wieder vorgespielt und kriege dann das „Ah“

und „Oh“ – wie auch immer. Ich kann sicher die Begrüßung auch noch auswendig. Aber das war nicht das Entscheidende, sondern geholt hat man mich stärker als Journalist, der Politik kennt oder Politiker, der auch vom was Journalismus versteht – also in der Kombi. Ich war sicher nicht der Experte für die Entwicklung von Serien oder Beauftragung von Spielfilmen.

PSK war ja ein Pilotprojekt?

Ja.

Wie haben Sie denn damals die Risiken gesehen?

Es war nie ein Pilotprojekt im wahren Sinne des Wortes. Der bedeutet eigentlich, dass, wenn es nicht funktioniert, schaltete man wieder ab. Sondern es wurde ja schon während der Laufzeit des Pilotprojektes ein Gesetz verabschiedet, dass eigentlich das Privatfernsehen dauerhaft reguliert hat. Also, es gab dann zwar ordnungsgemäß nach drei oder vier Jahren einen Erfahrungsbericht, der veröffentlicht wurde, aber da waren wir schon längst national unterwegs. Die Verpflichtung haben wir nie als Bedrohung empfunden. Pilotprojekt war der Versuch, eine politische Einigung zwischen denen, die pro Privatfernsehen waren, und denen, die dagegen waren, herbeizuführen. Denen, die dagegen waren, hat man gesagt, es ist nur ein Pilotprojekt und denen, die dafür waren, hat man gesagt, es ist erst mal ein Pilotprojekt, nicht mehr, nicht weniger.

Sie hießen von Anfang an PKS, das heißt Kabel- und Satellitengesellschaft. Das Programmprojekt war aber eigentlich ein Kabelpilotprojekt?

Es war ein Kabelpilotprojekt, aber wir mussten ja schon den Satelliten, damals war es noch ein Fernmeldesatellit, benutzen, um die Programme zum Beispiel von Ludwigs- hafen in das Münchener Projekt zu bringen. Es war wie immer auch der Visionär Leo Kirch, – neben vielen anderen Facetten – Visionär Kirch, der sich früh zum Beispiel mal in seinem Büro damals traf mit Herrn Bacher (ORF) und einem Hochkaräter aus dem Hause Bertelsmann, um zu überlegen, ob nicht Bertelsmann und Kirch mit dem ORF ein paneuropäisches Fernsehen aufbauen könnten, zur weiteren Verwendung des Kirch- Kellers am Programm, Versorgen mit Programm.

Weil: Schon damals spielte der Satellit in den Überlegungen eine Rolle, was die Weiterverbreitung betraf. Man hat international natürlich auch zur Kenntnis genommen, dass diese Fernmeldesatelliten, die am Anfang wir genutzt haben, um Programme zu übertragen, zu anderen Sendemasten praktisch, dass es da auch technische Entwicklungen gibt, die den Individualempfang, also 50- oder 60-cm-Schüssel – hieß: das kann ich dann auf den Balkon stellen –, diesen Individualempfang möglich machten. So wie die Entwicklung des Kabels in Amerika letztendlich das Privatfernsehen bei uns erst ermöglichte, so war es dann auch praktisch in Amerika schon der Satellit, der bei der Namensgebung für Kabel und Satellit Pate stand.

An was niemand damals dachte, ist, dass es auch einmal eine terrestrische Verbreitung der Programme geben wird. Da war die Auskunft von ARD und ZDF, und der folgten

alle gerne: „Es gibt in Deutschland keine überflüssigen Frequenzen“. Und dann irgendwann hat man daran gedacht: „Naja, müssen wir doch mal schauen, anderen Ländern ist es auch möglich“. Und dann war es ein Messwagen aus dem Hause Berlusconi, der in Deutschland Frequenzmessungen vornahm und stellte fest: „Ne, hier gibt es jede Menge freie Frequenzen“ und dann kam also der dritte Verbreitungsweg. Das sollte eigentlich dann auch der Durchbruch sein.

Aber zu ihrer konkreten Frage, ja PKS, damals eine Tochter des Raiffeisenverbandes, des Genossenschaftsverbandes. Leo Kirchs Hausbank war die DG Bank und die waren auch der offizielle Antragsteller, was manchmal ganz spannend war, wenn ich dann in der Gegend um Ludwigshafen herum bei irgendeiner Mitgliederversammlung der Volks- oder Raiffeisenbanken denen erzählte, dass sie gerade den Aufbau des privaten Fernsehens finanzieren. Aber das war eine interne Verabredung, es waren offiziell meine Chefs, aber es war aufgrund entsprechender Vereinbarungen zwischen Kirch und DG Bank geregelt, dass das eine Investition für die Banken war, aber dass das Leo Kirchs Expansion in seinem Hausgeschäft war, das heißt Filme und Serien zu verkaufen.

Sie haben dann sehr schnell aus der PKS Sat.1 gemacht, bereits ein Jahr später.

Wir nannten uns schon ECS Sat.1 Satellitenkonsortium am Start, weil die Lizenz, am 1.1.1984 senden zu dürfen, hatte schon dieser Zehnerclub, dieses ECS-Konsortium, aber Programme hatten eben nur zur Verfügung einmal Ravensburg, die hatten Spieleprogramme, Leo Kirch hatte natürlich den Keller voller Programme, dann kam die FAZ, die ein Jahr lang Nachrichten sendete und die Musikbox, wenn sie so wollen, der erste deutsche Musikkanal. Die vier hatten am ersten Januar 1984 Programme, also ging es nur mit einem Teppich dieser vier Programme los und den Rest für die anderen, die noch keine Programme hatten, spielten wir dann munter Kirchs Serien und Spielfilme ab.

Darum war der Name Sat.1 praktisch schon ein Begriff, ein interner Begriff innerhalb des Konsortiums, aber wir nannten uns PKS, vielleicht hatten auch die anderen Konsortialmitglieder Sorge, dass ihr Name dann zu sehr mit dem Namen von Leo Kirch verwechselt werden könnte oder wie auch immer, weil das war ja nie ein ganz friedliches Verhältnis zwischen unseren Hauptgesellschaftern.

Können Sie dazu noch was sagen?

Ja, ich sage mal so, natürlich kam wie Ludwigshafen ernst wurde als Pilotprojekt und damit als Einfallstor für privates Fernsehen in Deutschland jeder um die Büsche, der glaubte, dahinten ist jetzt Kalifornien und irgendwo liegen die Goldbarren bereit. Und da gab es eine Informationsveranstaltung, in den sonst nur Ringern bekannten Pfifferstadt-Turnhallen, und alle die sich beworben hatten, über hundert waren eingeladen, da jetzt mal Ausblick auf ihre Programme zu geben. Dann stand man mit seinem Kassettenrekorder, Fernsehapparat da und zeigte irgendwelche Serien, aber es wurde auch erwartet Herr Beckenbauer mit seinem Mentor Schwan. Aber die brachten kein Programm mit, sondern waren sich selbst, weil sie wollten Sportfernsehen da gründen.

Abstruse Geschichten kamen da, aber es zeichnete sich immer mehr ab: Es gibt die Verleger, die diesen einen Kanal – für privates Fernsehen vorbehaltenen Kanal – besetzen wollten und es gab Leo Kirch, der gesagt hat: „Ne, Privatfernsehen ist meins“. Dann war es eben ein monatelanges Moderieren der Politik der beiden Gruppierungen und eine Zwangsheirat. Man hat gemerkt, einer allein geht nicht und dann hat man gesagt, gut, wir machen es dann zusammen. Kirch glaubte nie, dass Verleger Fernsehen machen können. Den Verlegern ging es erkennbar darum – damals –, wenn man schon Geld verliert, dadurch, dass ein neuer Werbeträger in den Markt kommt, dann will man wenigstens mit der anderen Tasche dabei sein und mit kassieren.

Die Verleger haben auch Lehrgeld bezahlt, es gab dann auch ab dem Start den Versuch eines Lokalfernsehens durch die örtliche „Rhein-Pfalz“, die ein Jahr lang da mit viel Engagement, viel Geld ein Regionalprogramm gemacht hat, aber das nach einem Jahr dann eingestellt hat und dreißig Millionen Mark damit in den Sand gesetzt hat. Also von daher gesehen, diese Zwangsverheiratung blieb immer mit all dem Trennenden, was schon in den Begriff drin steckt oder mit dem Risiko des Trennenden, was drinsteckt wie so ein Damoklesschwert. Es eskalierte ja dann auch bis hin zur Aufsichtsratssitzung, da saß dann da die Geschäftsführung und in ihrer Mitte dann ein Notar, der bestellt war zur Leitung der Aufsichtsratssitzung, nachdem sich die Verleger und die Kirchgruppe wechselseitig aus der Gesellschaft ausgeschlossen hatten.

Dann begann irgendwann die Zeit, wo dann erst Haim Saban den Sender oder die Gruppe übernahm. Vorher war schon die Fusion von ProSieben und Sat.1. Wir als Sat.1-ler konnten das nie so verstehen als Fusion, sondern als eine Übernahme durch ProSieben, weil wir hatten gerade zwei, drei Jahre vor der Fusion endlich ein gemeinsames Quartier als Sat.1. Wir waren in Berlin. Vorher waren wir am Anfang Hamburg, Ludwigshafen, Berlin. Dann kam Hamburg, Mainz, Berlin. Dann konnte man den Hamburgern klarmachen, wir müssen an einen Standort. Schwierig war es in Mainz, denn da hatten wir unsere Lizenz.

Als das alles dann politisch geklärt war und wir dann alle an einem Standort saßen, dann merkte man auch: Jetzt hat der Sender so ein Gemeinschaftsgefühl, wir sind ein Sender. Vorher waren es die Hamburger, die Mainzer und die Berliner. Die Stärksten waren die Mainzer, aber für die anderen natürlich die Provinz. Aber wie dann Berlin gemeinsam kam und das so unheimlich, also in nächster Nähe des Gendarmenplatzes, war das für viele, also auch für mich persönlich, so ein Erlebnis. Wer hätte gedacht in seiner Geschichte, in seinem Lebenslauf, dass man dazu gehört. Dann hatte ich ein Büro und guckte auf den Gendarmenplatz.

Wir haben dann eine 31 Städte umfassende „Tournée“ – so ein Kennenlernen – durch die DDR in diesem Wendejahr gemacht. Natürlich war das schon wieder das Reichweitendenken. Irgendwo hat man dann auch persönlich ein schlechtes Gefühl, wenn nebdran dann so irgendeiner mit seinem Bus stand und irgendwelche Reiseprospekte verteilte oder Versicherungen, weil es war dann mehr so die Atmosphäre, naja, dann dachte man, ja so irgendwie muss es gewesen sein, als Jesus da die aus dem Tempel geworfen hat. Aber wir haben das dann gemacht, mit viel Erlebnissen dann auch was Sachsen betrifft und die Runden Tische betrifft, und Versuche dann eben gerade in Sachsen mal vom, wie heißt das, Weißer Hirsch?

Ja, in Dresden?

Ja, in Dresden war das dann; in Dresden mit Augenzwinkern der Telekommunikationsbehörden schon mal einen Sendemast über das Wochenende aufzustellen und Privatfernsehen zu senden. Wenn ich heute die Quoten sehe und sehe, dass meistens Sat.1 noch vor RTL liegt, weiß ich, dass liegt damals begründet, weil wir schon in der Zeit, als alle Welt sprach von diesem weißen Fleck, was die Rundfunkversorgung betrifft, die Leute sich Satellitenschüsseln gebastelt hatten und Privatfernsehen geschaut hatten, mehr als ARD und ZDF, was technisch schwer war. Bis zum Aufbau des Medienstandortes Sachsen, wo der heutige Ministerpräsident dann Abteilungsleiter war, zum Aufbau einer Sächsischen Staatskanzlei und natürlich ein neues Mediengesetz her sollte. Die DDR-Zeit war sehr sehr spannend bis hin – was auch fast niemand so mitbekommen hat –, dass eine der letzten Sitzungen der Volkskammer der DDR hat noch das Privatfernsehen, die Einführung des Privatfernsehens in der DDR beschlossen. Ich hatte dann natürlich Kontakt zu den Mitgliedern des Medienausschusses. Es war also alles in diesem Wendejahr.

Sie waren bis 2004 Geschäftsführer von Sat.1?

Vorstand ProSiebenSat.1 dann ja.

Warum haben Sie dann aufgehört? Wollte man Sie dann bei Sat.1 nicht mehr?

Also man ist interessanterweise ein paar Monate vorher, ist man dem Beispiel des Hauses Bertelsmann gefolgt und hat gesagt: Okay, für Vorstände gilt das 60. Lebensjahr als das Datum, in dem man ausscheidet. Ich könnte es als Punkt dabei belassen und sagen, ja so war es.

Nachdem aber bekannt ist, dass diese Regel danach nicht mehr so streng galt, ist auch klar, das war nicht freiwillig, sondern das war letztendlich eine Entscheidung des neuen Investors Haim Saban. Ich sage mal, für Ausländer ist sicher die deutsche Medienlandschaft nicht so immer leicht erklärbar. Sie ist schon schwierig, und dann hat man die Länder, dann hat man den Bund und dann gibt es noch Europa. Ich erinnere mich noch, als Haim Saban mich fragte: „Jürgen, wann hast du die Werbung bei ARD/ZDF abgeschafft?“ Und erwartete wohl eine Antwort, entweder drei Monate, vier Monate, fünf Monate. Ich machte zum Beispiel den Fehler, ihm das erklären zu wollen. Seine Reaktion war dann, dann schicke ich meine Rechtsanwälte. Gut, die Werbung gibt es noch trotz der Rechtsanwälte. Aber das ist nur ein Beispiel dafür, da stand so irgendwie die Politik oft dem kommerziellen Denken entgegen.

Medienpolitik des VPRT

Sie waren dann Vorsitzender des Bundesverbandes Kabel und Satellit, waren Vize-Präsident des VPRT und langjähriger Präsident des VPRT. Sie waren da in vielen, ich habe sie erlebt, in vielen medienpolitischen Diskussionen, vor allen Dingen „Elefantenrunden“. Welche medienpolitischen Positionen waren Ihnen insgesamt besonders wichtig?

Also, es ging um unsere Interessen, was die Finanzierung betrifft. Das heißt, Abbau von Werbebeschränkungen, das schon mal zitierte Thema technische Reichweiten, das betraf ja alle Sender, nicht nur Sat.1. Das war also dieser eine Kampf.

Das Zweite war natürlich immer der öffentlich-rechtliche Rundfunk als Wettbewerber und das Pochen auf Regeln, die nicht zu einer Wettbewerbsverzerrung führen oder die sie verhindern sollen, die Wettbewerbsverzerrung verhindern sollen.

Das Dritte war natürlich auch die Darstellung des privaten Rundfunks als wesentlichen Wirtschaftsfaktor. Natürlich hieß es immer in der Regulierungsdiskussion: Wir sind keine Schraubenfabrik, wir sind Rundfunk. Aber wir sind eben wirtschaftlich unter Marktbedingungen angetreten, die vergleichbar sind mit jedem anderen Wirtschaftszweig. Das heißt, dass waren so die Verbandsschwerpunkte. In der Wahrnehmung war es natürlich so, dass gerade die ersten, man kann fast sagen, zehn Jahre oder noch länger es immer war die Auseinandersetzung öffentlich-rechtlich/privat. Damit wurden unzählige Elefantenrunden bestückt und immer in der Erwartung, dass es jetzt gleich fetzt. Es muss ja unterhaltend sein, und ich glaube, das habe ich auch hinreichend geliefert.

Das haben Sie erfüllt, ja.

Ja, es hat ja auch wechselseitig oftmals Spaß gemacht. Man kannte sich und ich habe mal mit Markus Schächter dann, nachdem wir uns das wievielte Mal auf Elefantenrunden getroffen hatten, gesagt: „Lass uns doch einfach mal unvermittelt die Situation einnehmen, dass du versuchst meine Rolle zu spielen, ich übernehme deine. Wenn die Leute die Augen zu machen, werden sie keinen Unterschied in den Argumenten mehr hören, nur von anderen“. Also wir kannten uns gut, und ich habe das auch deswegen nicht so als Kriegszustand empfunden, weil bei mir war es immer wichtig, und das ist mit vielen gelungen, da konnte man sich fetzen auf Podien mit hohem Unterhaltungswert, aber man konnte danach auch wieder zusammen Bier trinken gehen. Wie auch immer, das hat jetzt nicht zu einer Kumpanei geführt, aber man hat seinen Job gemacht und wenn der andere gut drauf war und es einem schwergemacht hat, war man nicht beleidigt, sondern hat gesagt: „Respekt, hast du gut gemacht. Das nächste Mal bin ich wieder dran“.

Also man zog schon fast wie so ein Unterhaltungszirkus in Sachen Medienpolitik durch die Elefantenrunden der Republik, aber immer natürlich bestrebt auch eine Stimmung für die eigene Branche zu erzeugen. Uns war allen klar, wir sind ein Programmpunkt und jedes Gespräch mit einem Landtagsausschuss oder Ministerpräsidenten oder wem auch immer konnte wichtiger sein, aber für die Stimmung war es eben notwendig: sind die Privaten wieder abgeschmiert, waren die Öffentlich-Rechtlichen zu überheblich. Also es konnte so ungefähr jeder die Bestätigung seiner Position in solchen Runden finden, und das musste man eben bedienen.

Sie sind immer wieder nach Brüssel geflogen oder nach Karlsruhe gefahren, um bestimmte Probleme lösen zu lassen. War das denn wirklich der einzige Ausweg?

Also so häufig war ich da gar nicht. Wir haben öfter nur damit gedroht. Beim Bundesverfassungsgericht war ich einmal dabei, da ging es aber um die Frage, ob Gerichtsurteile im Fernsehen übertragen werden dürfen. Das war damals mal ein wichtiges Thema.

Aber wichtig war für uns, weil die EU sich immer stärker in so einer Rahmenregulierung eingelassen hat, was Rundfunk in der EU betrifft. Bis heute erkennbar, wenn man sieht, wie stark die Position Brüssels in der ganzen Digitalpolitik ist und heute noch viel stärker als damals. Aber damals eben als Wettbewerbskommission. Und da gab es eben einen Punkt, und der war dann gegeben, als die Öffentlich-Rechtlichen damit begonnen haben, in dem Onlinebereich immer mehr Programme anzubieten. Die Frage: Findet da nicht eine Wettbewerbsverzerrung statt, mit Gebührengeldern hier in dem Markt jetzt auch zu expandieren? Und in Brüssel gab es eine Transparenzrichtlinie, die für den Wettbewerb galt zwischen staatlich finanzierten Unternehmen und privatwirtschaftlich finanzierten Unternehmen. Letztendlich dahinter steckt die Frage, sind Gebührengelder Beihilfen im Sinne des Europäischen Rechts oder nicht.

Das waren Themen, mit denen habe ich, ich glaube, ein Jahr lang viele Leute gelangweilt, ich weiß von meinen kleineren Berliner Medienkreisen bis hin auch zu Medientagen kam ich dann um die Ecke mit Transparenzrichtlinie und mit Beihilfeproblematik und hatte den Eindruck, das langweilt jetzt wirklich jeden, aber irgendwas ist da möglich. Gut, man hat mir dann auch vom Verband grünes Licht gegeben. Ich weiß heute noch nicht so mehr, ob man dachte: „Naja gut, lass ihn jetzt halt mal“ oder ob man wirklich überzeugt war, dass daraus was werden kann. Also irgendwann durfte ich dann in Brüssel die Beschwerde abgeben, von der wir wussten, dass sie natürlich für viele ein rotes Tuch ist; für die Länder, die durch Brüssel ihre Zuständigkeit für die Medien tangiert sahen. Also alle Föderalismus-Fans in Deutschland sahen sich da schon mal beleidigt. Dann für die Frage Verhältnis Bund-Länder und Europa, wie weit kann sich Brüssel überhaupt einmischen in den Rundfunk in Deutschland. Ich habe schon vorher mal bei einem hochkarätigsten CSU-Mann gesagt: „Seht Ihr das als Kriegserklärung, wenn wir jetzt hier Brüssel einschalten?“. Er sagte mir dann: „Von der Sache habt ihr Recht, aber das habe ich nie gesagt“. Das Abtasten fand schon statt.

Dann durfte ich, wie gesagt, die Beschwerde beim Pförtner der Wettbewerbskommission in Brüssel abgeben und dann warteten wir gespannt. Es gab Gespräche dann mit Mitarbeitern der Kommission. Irgendwann begannen auch die Intendanten der ARD und ZDF zu merken, da tut sich was und flogen dann zu Gesprächen mit den Kommissaren ein. Wir haben auch mit den Kommissaren gesprochen, aber auch mit den Mitarbeitern, die den Fall auf dem Tisch hatten und und und... Also, nach einem Jahr hat Brüssel erklärt: Ja, es gibt die Wettbewerbsverzerrung durch Gebührenfinanzierung. Deswegen muss klar geregelt sein, was der öffentlich-rechtliche Rundfunk im Onlinebereich darf oder nicht darf. Das dauerte dann nochmal vier oder fünf Jahre, in denen immer die Verhandlungen stattfanden, zwischen einmal der Bundesrepublik Deutschland und Brüssel, weil in Brüssel die Bundesrepublik vertreten ist als Organ, also nicht die Länder. Die Bundesregierung hat wiederum eine Abstimmung mit den Ländern, was sich so an einem Streit festmachte: Ist das überhaupt eine Beihilfe? Ist das ein Wirtschaftsgut, der öffentlich-rechtliche Rundfunk? – Wettbewerbsrecht. Oder gelten für ihn andere, rein gesellschaftliche Normen?

Dann kam es zu einem Kompromiss zwischen Brüssel und dann Berlin und einem neuen Rundfunkstaatsvertrag, der das dann auch regelte. Dieser Rundfunkstaatsvertrag ist, glaube ich, heute mehr bekannt wegen des auch so beliebten Drei-Stufen-Testes

und anderes, aber. Er regelt eben auch, dass es eine Marktbeobachtung geben muss bei neuen Angeboten von ARD und ZDF; welchen Einfluss haben sie auf die wirtschaftliche Situation privater Angebote? Das mündete alles in den elften Rundfunkänderungsstaatsvertrag.

Davor fand ein Marathon von öffentlichen Diskussionen statt. Der Federführende für ARD und ZDF war damals Fritz Raff als ARD-Vorsitzender, der leider viel zu früh gestorbene Intendant damals des Saarländischen Rundfunks, und mir. Wir trafen uns manchmal dreimal am Tag auf irgendwelchen Podien, haben abends oft dann im selben Hotel kräftig einen getrunken, aber fetzten uns wochen- und monatelang. Dann gab es eben den Kompromiss mit den Konsequenzen, die bis heute erkennbar sind, die man heute auch neu hinterfragen muss, was damals geregelt wurde.

Es wurde letztendlich dadurch gelöst, dass die Bundesregierung sagte: „Nein, Gebühren sind keine Beihilfe, aber wir vereinbaren dies mit Brüssel“ und Brüssel sagte: „Doch Gebühren sind Beihilfen, aber wir vereinbaren das“. Also so ein klassischer Kompromiss. Er brachte uns einiges an Klarheit, einiges an Beschränkungen. Er brachte unzähligen Rechtskanzleien sehr sehr viel Geld, die die ganzen Gutachten erstellten. Aber es war mit Sicherheit einer der größten Erfolge des VPRT.

Und Sie sind seit 2012 nicht mehr Präsident des Verbandes gewesen. Die offizielle Begründung lautet, weil es keinen Präsidenten mehr gab.

Ich habe mit Tobias Schmid schon recht früh vereinbart, dass es Zeit ist, mal einen Wechsel zwischen den Häusern vorzunehmen, nachdem die Funktion des ersten Sprechers, sage ich jetzt mal, der Interessen für die privaten Anbieter die ganze Zeit bei Sat.1 gelegen hatte, dass jetzt mal RTL dran ist. Das war das Eine.

Das Zweite ist, dass sich damals ankündigte die Gründung einer Allianz, bei der es um eine Bündelung gemeinsamer Interessen der Kreativwirtschaft ging. Ich dachte, dass könnte ich mir gut vorstellen, das zu versuchen und dann regelten wir das erstmal untereinander. Das war im Gegensatz zu meinem Ausscheiden bei Sat.1 eine beidseitig gern und positiv gefasste Vereinbarung.

Content Allianz

Was machen Sie heute? Sie kümmern sich also um die Deutsche Content Allianz?

Hervorgegangen ist die aus einem Antrittsbesuch von mir bei der Intendantin des Westdeutschen Rundfunks als neugewählte ARD-Vorsitzende. Wir kamen zu dem Ergebnis – aktuell Thema war damals HbbTV, also die Internettechnologie für Fernsehen, mit Widerständen –, wo wir sagten, können wir da nicht zusammenarbeiten, wir haben doch da identische Interessen. – Ja. Gilt das nicht auch für andere Themen. – Ja. Ausgangspunkt war dann, dass wir gesagt haben, versuchen wir doch mal zu definieren, wo haben wir gemeinsame Interessen, gerade im Hinblick auf die Technologie, aber auch was Regulierung betrifft. Wo haben wir unterschiedliche Interessen, wo es auch dabeibleibt, dass die dann auch ausgefochten werden. Es sollte also keine irgendwie

Verniedlichung/Verharmlosung von Gegensätzen sein, aber die Erkenntnis, wenn man gemeinsame Interessen hat, ist man in einer ganz anderen Situation, wenn man sagen kann, ARD, ZDF und VPRT präferieren das, wünschen das, lehnen dies ab, als wenn es jeder für sich allein macht.

Ich weiß, dass es noch viel Entwicklungspotential gibt, was diese Content Allianz betrifft, was die öffentliche Wahrnehmung betrifft. In der Politik weiß man zumindest, dass es uns gibt und ab und zu auch wir laut werden, gerade bei Digitalgipfeln und anderem. Aber ich habe mir geschworen, ich will noch einmal versuchen, dass das Ding richtig ins Laufen kommt, so wie damals das mit dem Privatfernsehen ins Laufen gekommen ist. Weil ich es einfach für zwingend notwendig halte, es zu machen und wenn man dann auch noch den Zuspruch kriegt des neu gewählten Verbandspräsidenten und anderes, wie jetzt gerade von Herrn Döpfner, dann denkt man: Ja, der Weg ist richtig. Das zu realisieren ist verdammt schwer, man hat mit Menschen zu tun, aber der Weg ist richtig und das treibt mich um und an.

„da war noch so viel Herzblut da...“

Gespräch mit Volker von der Heydt (Auszüge)

Volker von der Heydt (geb. 22.10.1944) studierte in der DDR Kirchenmusik, war dann als Kirchenmusiker und Referent im Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR und 1990/1991 als Redaktionsleiter Kirche im Fernsehen der DDR tätig. Seit 1992 arbeitete er als Redaktions- bzw. Ressortleiter Kirche/Soziales im Ostdeutschen Rundfunk Brandenburg (ORB). Von 1996 bis 2003 wirkte er als Fernsehdirektor des Senders, übernahm danach besondere Aufgaben im Rundfunk Berlin-Brandenburg (rbb) und war schließlich in den letzten Jahren seines Berufslebens Geschäftsführer der DOKfilm Fernsehproduktion.

Dieter Wiedemann führte mit ihm am 11. August 2017 ein Erinnerungsgespräch.

Herr von der Heydt, wie kommt man von der Kirchenmusik zum Journalismus?

Über viele Umwege. Abitur gemacht mit Hängen und Würgen, dann nach dem Abitur wollte ich unbedingt Schauspieler werden, ist aber nichts geworden, weil man mir gleich gesagt hat, dazu fehlen mir die gesellschaftlichen Voraussetzungen, ich war weder in der FDJ noch sonst irgendwie politisch engagiert, und das hat gleich dazu geführt, dass das nichts wurde; und dann haben meine Eltern gemeint, ich wäre doch musikalisch genug, um Kirchenmusik zu studieren. Ich habe dann in Greifswald Kirchenmusik studiert und bin nach der ersten Hälfte abgesprungen, weil ich da schon in Prenzlau, wo ein Kirchenmusikermangel herrschte, eine kleine Stelle bekam und habe dann die erweiterte Prüfung gemacht, weiter studiert; und weil ich dort alles hatte, habe ich bis 1979 die Stelle auch ausgeführt als Kirchenmusiker/Kantor. Aber dann kam zwischendurch die Geschichte mit Biermann, die war 76, und danach haben sich mehrere Leute für mich interessiert, und ich hatte auch das Bedürfnis aus der Provinz irgendwie da oben weg zu kommen. War ein ziemlicher Schlauch, muss man dazu sagen und tja Biermann. Anschließend sprach mich dann der Referent musisch-kulturelle Bildung an – sagt man dazu im Westen – bei uns hieß es Werk und Freizeit. Im Osten ist es ein Referat der Kommission für kirchliche Jugendarbeit gewesen. Und der brauchte ein Pendant, der die Musik betreute, also das Musikalische, mit den Jugendlichen. Und da ich damals schon eine Band hatte, sehr zum Verdruss meines Direktors in Greifswald, sind sie irgendwie auf mich gekommen und fanden mich als geeignet.

Da bin ich Referent geworden im Bund der evangelischen Kirchen in der Kommission für die kirchliche Jugendarbeit, wo der letzte Chef von mir dann Fritz Dorgerloh war, der Vater von unserem Schlosskönig hier, und da haben wir uns beschäftigt mit der Weiterbildung von Jugendmitarbeitern. Wir sind dann umgezogen und haben Weiterbildungsveranstaltungen gemacht in Diakonenhäusern, wo die ausgebildet wurden und haben mit denen musisch-kulturelle Arbeit gemacht. Wir haben viel Texte gemacht, mit dem künstlerischen Bereich gewuchert; wenn wir Bildbetrachtungen gemacht haben, haben wir immer Bilder geholt von bekannten DDR-Künstlern, die nicht so in die Öffentlichkeit kamen, und das hat unheimlich viel Spaß gemacht und war sehr kreativ das Ganze. Das hat den eigenen Horizont kräftig erweitert.

DDR-Fernsehen

Als es dann so auf die achtziger Jahre zugeht, da wurde im Bund der evangelischen Kirchen eine Pressestelle frei, die sich mit kirchlicher Rundfunk- und Fernseharbeit befasste. Ich bin dann da rüber gewechselt – 1988 – und war in der Pressestelle verantwortlich für die Betreuung und Durchführung der berühmten sechs Fernsehsendungen, die es in der DDR gab, immer an einem Samstagnachmittag zwischen zwei und drei, zwanzig Minuten etwa, vor den Feiertagen, wo jeder Fernsehen guckte und dann im zweiten Programm des DDR-Fernsehens: Die Verbreitung war übersichtlich! In der Funktion bin ich im Fernsehbereich ganz gut reingekommen, hatte ein schweres Erbe anzutreten, weil zwei Leute vor mir, die diesen Job hatten machen müssen, nach dem Westen gegangen sind. Das war natürlich schwierig noch etwas einigermaßen Positives herauszukriegen, wenn man mit einer solchen Institution wie dem DDR-Fernsehen zusammenarbeitet. Wir hatten einen Fernsehbeirat, also Rundfunkbeirat hieß es, und da saßen auch eine ganze Menge Leute drin, sehr ambitionierte Theologen, aber auch so Leute wie Konrad Weiss zum Beispiel, und die beschlossen dann immer diese sechs Fernsehsendungen, was sie da machen und was sie da machen wollen. Und ich musste dann versuchen, das umzusetzen, was gar nicht so einfach war.

Bestimmte Themen waren ja ausgeklammert zu DDR-Zeiten, damit durfte man gar nicht kommen, da haben sie mich gleich wieder zurückgeschickt, und dann wurde es sehr gründlich studiert, auch bis in die oberste Spitze, nicht nur Fernsehen, sondern auch Politbüro und wenn dann alle sechs Durchschläge überall verteilt waren, dann kam irgendwann die Rückmeldung: Ja, könnt ihr machen oder da haben wir noch Änderungswünsche oder: Gar nicht! Den größten Kampf hatte ich damals eigentlich mit dem Bereich Hörfunk, da gab es ja jeden Sonntag diese Sendung, ich komme gerade nicht auf den Namen, so eine Art Nachrichtensendung, und das war hanebüchen, die haben herumgestrichen in den Manuskripten. Und als es dann immer schlimmer wurde, da haben wir gesagt, wir wollen das nicht mehr um jeden Preis, die Sendungen wurden immer kürzer und es gab auch Situationen, da haben wir gesagt, da gehen wir nicht drüber und da fiel die Sendung ganz aus. Da wars am Härtesten, im Fernsehen hat man immer noch versucht, einen Kompromiss zu finden.

So bin ich zum Journalismus gekommen. Ich musste dann die eingereichten Drehbücher, die kamen meistens aus dem Beirat, die musste ich dann versuchen umzusetzen. Ja und da waren sehr viele ambitionierte Leute, die zwar von Theologie sehr viel Ahnung hatten, was aber journalistisch, na ja, sowas kann man im Fernsehen nicht machen. Das hatte ich öfter, die Auseinandersetzungen in diesem Gremium da, habe mich aber relativ gut durchsetzen können.

Und was war dann beim Deutschen Fernsehfunk?

Das Problem war, ich hatte die Verantwortung bei den Fernseh- und Rundfunksendungen, und dann musste ich die lieben Leute von der ARD und vom ZDF betreuen, die ja im Osten gerne Gottesdienste übertrugen und diese Gottesdienstübertragungen waren natürlich auch sehr lukrativ fürs DDR-Fernsehen, die haben die sich teuer bezahlen lassen. Und da musste natürlich auch jede Predigt vorher eingereicht werden, und das

war auch manchmal ganz schön grenzwertig, wo man so sagte: Na gut, ich kann mit dem Pfarrer reden, aber ich kann ihm nicht vorschreiben, was er predigt. Na dann wird es nicht gesendet, war der Kommentar im DDR-Fernsehen. Das war manchmal schon heftig... Und zum Schluss dann, im Herbst 89, ging es richtig zur Sache, da fingen sie alle an zu flattern, auch im DDR-Fernsehen, wir haben das mit begleitet. Wir hatten noch am 1. Advent in Pankow eine Gottesdienstübertragung für die ARD, und da war schon großes Heulen und Zähneklappern natürlich, aber die Kollegen waren ja alle sehr gut geschult und gedrillt und waren zum Teil gute Genossen und die haben um ihre Existenz richtig gezittert.

Und dann 1990, dann waren sie soweit im DDR-Fernsehen: Wir brauchen eine Kirchenredaktion, wir haben sowas nicht und dann sind sie an den Bund (der Evangelischen Kirchen) herangetreten und wollten mich haben, denn wir haben im DDR-Fernsehen keinen, der überhaupt einen Schimmer von Kirche hat und deswegen brauchen wir den. Und dann gab es eine Vereinbarung zwischen dem Bund der Evangelischen Kirchen und dem DDR-Fernsehen, mich als Delegierten ins Fernsehen zu setzen. Das habe ich dann auch gemacht, aber nach kürzester Zeit merkte ich: Ich sitze zwischen allen Stühlen zwischen Auftraggeber und Fernsehen, die Reinrederei, das ging nicht. Ich musste mich dann entscheiden, was nicht so einfach war, weil wir wussten, der Bund der Evangelischen Kirchen geht zu Ende, er geht in die EKD auf und das Fernsehen geht Ende 91 ins Schwarze.

Ich habe mich trotzdem fürs Fernsehen entschieden, und dann bin ich noch richtig zum DDR-Fernsehen gewechselt, habe einen Vertrag gekriegt und die Kirchenredaktion dort aufgebaut mit mehreren Leuten aus der Kultur, die schon vorher die Kirchensendungen mit gemacht haben. Und habe zwei wunderschöne Jahre dort gehabt, sowas habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht erlebt: Wir konnten machen, was wir wollten, das war immer gut. Da hat sich jeder ausprobiert, und das war meine beste Schule. Wir haben alles gemacht: Wir haben Magazine gemacht, wir haben Gesprächssendungen gemacht, wir haben Reportagen gemacht. Dadurch – und ich habe auch selber alles durch – lernt man eine Menge und reingeredet hat uns überhaupt kein Mensch, die waren froh, dass wir was machten und irgendwas übern Sender schicken konnten. Wir kriegten auch bessere Sendeplätze und dann, wie gesagt, Ende 91 war Schluss und ab 1.1.91 war ich dann beim ORB.

Das habe ich erfahren zwischen Weihnachten und Neujahr 91, dass ich da eine Stelle bekomme, bis dahin habe ich gezittert.

Naja, vorher stand ja auch lange nicht fest, ob nun ORB oder Fünf-Länder-Anstalt oder welche Konstellation auch immer?

Ja, das waren Diskussionen 91.

ORB-Fernsehdirektor

Wie wurden Sie dann Fernsehdirektor? Eine Zeitung hat beschrieben, dass Sie in der Rundfunkratssitzung im Hintergrund warteten. Was ist passiert?

Also der Anfang war nicht sehr angenehm für mich, es hatte ganz schön geholpert. Der Intendant hatte entschieden, nicht mehr mit Albrecht zusammenzuarbeiten und wenn er sowas entscheidet, dann ist daran auch nichts mehr zu rütteln.

Was ihm der Rundfunkrat etwas übel genommen hat.

Ja, hat er, es waren ganz heftige Debatten, die Wahl war auch anstrengend. Im zweiten Wahlgang hat es dann geklappt, im ersten noch nicht, da hat der Intendant natürlich auch mächtig Druck ausgeübt in dem Augenblick, und dann musste ich mich durchbeißen, womit ich auch persönlich ein paar Probleme hatte. Ich war ein bisschen traurig darüber, dass Leute, die mich gut kannten, wie Konrad Weiss, der damals in meinem Beirat saß, mich abqualifizierten und fragten, wie man so einen Menschen als Fernsehdirektor einsetzen könne?

Aber es hat sich dann alles zum Glück gelegt, wir haben uns dann hinterher noch mal getroffen, aber da war er sehr fremd geworden für mich.

Was glauben Sie denn, was Ihre Leistungen als Fernsehdirektor des ORB waren?

Auf der einen Seite habe ich mein Ziel erreicht, in den Jahren, in denen ich Fernsehdirektor war, nämlich den Sender etwas aus der Tiefe zu holen. Ich habe ihn übernommen mit 3,8 Prozent Marktanteil und habe ihn verlassen mit 6,8 Prozent! Das hat mich doch gefreut. Ein bisschen geholfen hat die Oderflut, weil das ein Ereignis war, was die Region beschäftigte und wir da voll eingestiegen sind, weil von mir aus immer die Devise war, wir müssen ins Regionale, wir müssen uns richtig aufs Regionale konzentrieren in der Arbeit, dann haben wir auch die Leute aus Brandenburg, das hat sich bewahrheitet. Und dann hatten wir nachher einige Umstellungen im Programm vorgenommen, war auch nicht immer so einfach, weil wir ja einen sehr programminteressierten Intendanten hatten, der auch versuchte, seine Wünsche und seine Vorstellungen da unterzubringen. Das war manchmal nicht so einfach und mit dem Budget, das wir hatten, da war es noch schwieriger, aber irgendwie haben wir es hingekriegt. Aber es war eine andere Zeit, weil, da war noch so viel Herzblut da und es war nicht nur eine Unternehmung, die Angestellte hatte, die bezahlt werden und ihre Arbeit machen, sondern da hat keiner auf die Uhr geguckt, wie lange gearbeitet wurde und was noch alles am Rande möglich war. Das wäre allerdings auch nicht ewig so weiter gegangen, ganz klar.

Aber die Zeit war natürlich für uns alle sehr heilsam, es sind eine Menge guter Sendungen entstanden, wenn ich so an „Vor Ort“ denke. Das hatte ich ja vorher schon, bevor ich Direktor wurde, weil es ging so: Kirchenredaktion, dann wurde ich Leiter für Soziales und Kirche. Von da aus hatte ich dann einige durchaus erfolgreiche Gesprächssendungen, die auch damals gebraucht wurden, wie z.B. „Vorwahl Potsdam“, wo bestimmte Dinge einfach den Leuten erklärt wurden und wie sie damit umgehen in der neuen Zeit und in der neuen Welt, in der sie jetzt lebten. „Vor Ort“ ebenso, da konnten die Leute ihre Luft ablassen.

„Die Welt“ hat geschrieben am 16.9.2000: „Mit ‚Polylux‘ und ‚Musikantenscheune‘ im Aufwind“, „Polylux“ fand ich übriges auch eine sehr schöne Sendung.

Es war eine sehr teure Sendung...

Ich fand sie trotzdem sehr gut.

... und es war endlich mal was anderes.

Das war für mich damals so ein Markenzeichen des ORB.

Jaja, es war informativ und unterhaltsam zugleich. „Musikantenscheune“ ist schon richtig, das war immer quotensicher. Ich habe immer gesagt, es gibt so viele Leute, die sowas gerne sehen und auch für die sind wir da. Wir sind Dienstleister am Zuschauer, und das war mir unheimlich wichtig und da bin ich auch oft auf Granit gestoßen bei den lieben Kollegen.

Ich weiß, auch im Rundfunkrat.

Da wurde heftig diskutiert: Muss das sein? Bloß, da habe ich immer das Gefühl gehabt, die denken noch an die Dritten Programme mit Schulfernsehen und Telekolleg, was wir ja auch gemacht und irgendwann endlich gelassen haben. Diese Zeit war einfach vorbei, die Dritten Programme sind nacheinander zu Vollprogrammen geworden. Aus meiner Sicht berechtigterweise, weil die ARD insgesamt die regionalen Geschichten nicht bedienen kann.

Sie werden auch dafür gelobt, dass Sie die Optik, das Erscheinungsbild, die Programmfarbe des Senders verändert haben. Ich erwähne das auch, weil ich gehört habe, dass der rbb seine Optik wiederum verändern möchte.

So etwas ist immer schwierig, weil die Zuschauergewohnheiten häufig viel simpler sind, als manche es sich denken, besonders die Designer.

Jetzt gibt es einen Punkt, der damals ziemlich viele Schlagzeilen gemacht hat, was sich inzwischen beruhigt hat: Das war Hagen Boßdorf, den hatten Sie ja, so glaube ich, geholt?

Nein, der war von Anfang an beim ORB angestellt, naja, der hat sich praktisch rüber geschummelt. Ja, er war ja ein guter Journalist, ein ausgemachter Sportjournalist und hat sich beworben und die haben ihn genommen, und er hat die Fragebögen so ausgefüllt, das es nicht publik wurde mit seiner Stasigeschichte, aber mit diesen Stasigeschichten konnte der ORB nicht leben, das war schon happig damals, da es ja auch noch andere Fälle gab.

Herr von der Heydt, Sie haben sich dann aber nicht beim rbb beworben, als SFB und ORB fusionierten?

Das ging nicht, das ging nicht... Ich hatte ja noch einen Vertrag, als die Fusion kam. Aber die Intendantin hatte gleich zu mir gesagt: Sie will ich nicht und Frau Groth, die ja beim SFB war, will sie auch nicht, und sie will neu besetzen und neu strukturieren und sie will einen anderen Job für mich im Sender finden. Das war für mich auch kein Problem, aber es war schwierig.

Dann sind Sie Chef der DOKfilm GmbH geworden, sehe ich das richtig?

Für die letzten Jahre meines Berufslebens, ja, das stimmt. Dann konnte ich dann weitestens eine sinnvolle Tätigkeit machen und bin dann noch einmal richtig aufgelebt.

Da haben Sie interessanterweise auch einen „Polizeiruf“ produziert.

Ja, aber das ist nichts Besonderes, der rbb und auch der ORB hatten ja schon immer im Jahr zwei „Polizeirufe“ gemacht...

Naja, ich meine das jetzt etwas anders: Ein Kirchenmusiker, der dann Journalist wird, wird am Ende seines Berufslebens dann auch noch Produzent. Wenn ich mir so vorstelle, die HFF bildet Produzenten fünf Jahre lang aus und Sie machen das quasi so nebenbei...

Ja, ich verstehe, aber wir hatten ja ein funktionierendes System, wir hatten gute Produktionsleiter und der „Polizeiruf“ ist für eine Firma immer eine finanzielle Sicherheit.

Der größte Erfolg, den ich hatte, war, dass es mir gelungen ist, diese „Panda, Gorilla & Co“ -Tiergeschichten in die ARD zu kriegen und den Auftrag bei DOKfilm zu landen. Das hat richtig, richtig der Firma gut getan, davon leben die heute noch. Das war ein Hype damals, der ein bisschen von Knut und solchen Geschichten begünstigt wurde. Das war noch einmal ein tolles Erlebnis auch für mich. Das war nicht einfach, erstens ist es überhaupt nicht einfach, etwas in die ARD zu bringen und zweitens musste ich auch die rbb-Leute überzeugen, die mit unserem Angebot dann in die ARD gingen.

Das wusste ich nicht und habe darüber auch nichts gelesen, d.h. über die Serie schon, aber nichts über Ihre Verantwortung dabei. Abschließend möchte ich noch eine Frage zu einem gemeinsamen Projekt stellen, nämlich zum Studierendenfernsehen „Xenon“, wo ich nicht genau weiß, wie Sie da hinein geschlittert sind? (v.d. Heydt lacht!) Sie waren mit Klaus Keil auf einmal verantwortlich für das Projekt, das von der MABB finanziert wurde. War da Rosenbauer schon im Aufsichtsgremium?

Jaja, der hat das angeschoben und betrieben am Anfang und der hat mich ewig neue Konzeptionen schreiben lassen, die wir dann immer mit der Medienanstalt besprochen haben. Und der Keil, der kam ja aus der Produzentenecke und mit dem hat es Spaß gemacht, zusammenzuarbeiten. Er ist ja auch sehr schnell und sehr pfiffig und das hat sich gut ergänzt mit uns. Das war noch einmal eine spannende Sache, das war ja dazwischen, bevor ich zur DOKfilm ging. Es war auch eine Art Beschäftigungsmöglichkeit des Senders für mich, dann weiterzumachen. Das war spannend als wir dann anfangen, wir mussten ja irgendwie zu Potte kommen, in Form, wie wir uns das vorstellen und wenn wir Programm machen, welchem Sender wir das anbieten, das war alles ganz schön schwierig, aber es hat Spaß gemacht.

Ich war fürchterlich überrascht und auch enttäuscht über die Studierenden, die sich gemeldet haben und mitgemacht haben, weil ich immer gedacht habe, wenn die jetzt die Möglichkeit kriegen und machen können, was sie wollen und sie sollen es mal so machen, wie sie sich Fernsehen vorstellen – Nein, die haben sich immer angelehnt an die üblichen konventionellen Programme, und das fand ich schade und habe es ein bisschen rausgekriegt im Laufe der Zeit, aber so ganz kriegt man es nicht weg.

Studienkreis-Informationen

Mediale Flieh- und Bindungskräfte. Migration, Identität und Medien

Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte in Bonn

Die 47. Jahrestagung des Studienkreises fand am 8. und 9. Juni 2017 in Kooperation mit der Deutschen Welle (DW) und der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration in Bonn statt. Im Mittelpunkt stand die Rolle der Medien in gesellschaftlichen, kulturellen und ökonomischen Vermittlungsprozessen zwischen Migranten und Einheimischen. Wie tragen Medien dazu bei, Konzepte der Heimat zu modellieren, Vergemeinschaftungen zu verändern und neue Identitäten zu konstruieren? Welche Rolle spielten der Auslandsrundfunk, Gastarbeitersendungen, Ethno- und Community-Medien? Welche Beispiele sind formatbildend? Wie wirken sich die transnationale Verbreitung des Rundfunks und der Online-Medien auf diese Prozesse aus? Welche Schlüsse lassen sich aus diesen Medienkulturen für integrationspolitische Prozesse ziehen und wie können integrative Effekte gestärkt werden? Nicht nur diese Fragen wurden im Bonner Schürmann-Bau facettenreich aus historischer und aktueller Perspektive diskutiert. Der Ort der Tagung war bewusst gesetzt, ist doch die Deutsche Welle mit ihren Programmen maßgeblich an diesen Vermittlungsprozessen beteiligt.

Genau dies wurde zum Tagungsauftritt durch Johannes Hoffmann, Leiter der Intendanz der Deutschen Welle, herausgestellt. In seiner Keynote skizzierte er die Entwicklungen des DW-Programmangebots im Lichte der letzten Jahre. Deutsche Perspektiven, zumal fachlich kompetente und auf Kooperation abzielende, sind gefragt, gerade auch in Krisenregionen. Das Selbstverständnis der DW habe durch die globalen Umbrüche und Krisenszenarien eine enorme Aktualität erhalten. Hierzu zählen auch der Ausbau der englischsprachigen Programme im Lichte von Brexit und Trump. In Afrika werde die DW hingegen vor allem als „Stimme der Freiheit“ und alternative Informationsquelle geschätzt. Gerade auch bei Flüchtlingsthemen gilt die DW als eine wichtige Quelle in den Zielgebieten, um über

Potenziale und Risiken einer Migration nach Deutschland informiert zu sein. Nicht nur imposante Facebook-Reichweiten im arabischen und mittelasiatischen Raum, sondern auch über 16,2 Millionen Pageimpressions auf den Internetangeboten der DW wie zum Beispiel www.infomigrants.net belegen dies.

Im ersten Tagungspanel ging es dann zunächst um historische Fokussierungen. Alina Laura Tiews und Hans-Ulrich Wagner vom Hans-Bredow-Institut in Hamburg erinnerten an den schlesischen Unterhaltungskünstler Ludwig Manfred Lommel und seine beispiellose „crossmediale“ Erfolgsgeschichte der zwanziger und dreißiger Jahre. Mit seiner Rundfunkreihe „Paul und Pauline“ wurde er nach dem Zweiten Weltkrieg ein wichtiger Bestandteil der Erinnerungskultur von Vertriebenen. Der „Dialekt als Kulturraum“ wurde zu einer Art Soundscape der Heimat. Martina Egger von der Universität Augsburg sprach über ein ähnlich gelagertes Thema, nämlich über Heimatbilder in den Vertriebenensendungen des Bayerischen Rundfunks (BR) zwischen 1949 und 1970. Am Beispiel der Sendung „Aus der Heimat der Vertriebenen“ referierte sie über die sogenannte Kulturträgerthese, wobei sie die durchaus ambivalente Rolle Herbert Hupkas im BR fokussierte. In der lebhaften Diskussion zu diesen Beiträgen ging es vorrangig um Ähnlichkeiten und Unterschiede zu heutigen Anforderungen. Die Ebenen sollten jedoch differenziert betrachtet werden. So sind beispielsweise politische, religiöse, alltagskulturelle oder diskursive Modelle wie der Landsleute- oder der Opferdiskurs zu unterscheiden. Auch in der damals wie heute beobachtbaren Nicht-Willkommenskultur seien Ähnlichkeiten angelegt. Einen unterhaltenden Abschluss fand dieses Panel mit Yulia Yurtaeva von der Filmuniversität Babelsberg „Konrad Wolf“, die sich mit dem „Kampf der europäischen Identität(en) beim Eurovision Song Contest“ beschäftigte. In einem historisch angelegten Rundblick hinterfragte sie die Selbstwahrnehmung und die Repräsentationsebenen des ESC, der laut Statuten eine unpolitische Veranstaltung sein will oder soll. Das ist er natürlich nicht, und sie brachte hierfür zahlreiche illustre und amüsante Beispiele nicht nur aus der jüngeren Geschichte.

Nach der Mitgliederversammlung und Vorstandswahl (siehe unten) folgte das Kamingespräch, moderiert von Christian Schurig. Diesmal ging es um Fragen der praktischen Einbindung von Flüchtlingen und Migranten in die Medienarbeit. So fragte Christine Horz von der Uni Greifswald, wo denn Flüchtlinge konkret in die Medienarbeit einbezogen sind? Katja Dummer vom Radio Wuppertal berichtete, dass es gerade seitens der Flüchtlinge ein großes Interesse an lokalen Programmen in deutscher Sprache gebe, auch um die Sprache zu lernen. Johannes Hoffmann betonte, dass die Deutsche Welle sich stets journalistischen Qualitätsstandards (Vier-Augen-Prinzip als Kontrolle auch bei allen fremdsprachigen Beiträgen) verpflichtet fühle, egal wie ressourcenintensiv die Angebote auch sind. Und Sheila Mysorekar von den „Neuen deutschen Medienmachern“ aus Berlin rückte mit der Feststellung, dass niemand gern fliehe, eine Beobachtung in den Mittelpunkt, die viel zu häufig außer Acht gelassen wird.

Der zweite Tag fokussierte in den Beiträgen stärker aktuelle medienpolitische Aspekte. Kiron Patka von der Uni Tübingen wartete zunächst mit ästhetiktheoretischen Vorüberlegungen zu Raumdarstellungen in den Medien auf. Christine Horz kritisierte in ihrem Beitrag unter anderem die permanenten Krisennarrative in der medialen Berichterstattung über Flüchtlinge und Migration und plädierte für eine stärkere Einbindung in die Medienarbeit. Via Skype wurde Larry Moore Macaulay vom Refugee Radio Network zugeschaltet, der sich ebenfalls für eine Dekonstruktion negativer Narrative aussprach und konstatierte, dass wir mittlerweile in einer „Post-Welcome-Gesellschaft“ leben.

Das Finale dieses Panels bestritt Anja Wollenberg von der Medienentwicklungsorganisation m'ct (Media in Cooperation and Transition) mit einem außerordentlich interessanten Einblick in die konkrete Medienarbeit im Irak. Ihre Organisation hilft in insgesamt 14 afrikanischen und asiatischen Ländern beim Aufbau integrativer Medienstrukturen (siehe www.mict-international.org). Derzeit wird mit Unterstützung des Auswärtigen Amtes eine Radiostation in Erbil betrieben, die vor allem in das Gebiet von Mossul sendet. Wollenberg schilderte hier eindrucksvoll Details dieser komplexen Arbeit. Vor Ort sind viele Fragen der Integration viel dringlicher als bei uns. Kann es einen Versöhnungsprozess durch Medien geben? Wie geht man mit IS-Kollaborateuren um? Wie können, nach den

eruptiven und schrecklichen Ereignissen rund um die Herrschaft des Islamischen Staates, Prozesse der Integration und Identität positiv gestärkt werden? Im Zentrum steht hier vor allem konflikt-sensitives journalistisches Arbeiten.

Was bleibt von der Tagung? Ein nachdenkliches und anregendes Miteinander im Studienkreis Rundfunk und Geschichte. Eine sensible Reflexion auf Medien und Zeitgeschichte. Der Wunsch, eine griffige und offene Verbindung zwischen Rundfunkhistorie und gegenwartsbezogenen Themen zu schaffen. In Bonn ist dies zumeist gelungen. Nicht nur dem frisch gewählten Vorstand war die Freude über diesen Erfolg anzumerken.

Uwe Breitenborn

Neuer Vorstand des Studienkreises gewählt

Die ordentliche Mitgliederversammlung wählte am 8. Juni 2017 den neuen Vorstand des Studienkreises. Insgesamt waren 23 stimmberechtigte Mitglieder auf der Tagung anwesend. Als neuer Vorsitzender fungiert Prof. Dr. Alec Badenoch. Der Studienkreis dankte PD Dr. Golo Föllmer herzlich für seine sechsjährige Tätigkeit als Vorsitzender, in der der Verein trotz teilweise schwieriger Bedingungen gut Kurs hielt und stabilisiert sowie modernisiert werden konnte. Als neue Stellvertreter wurden Dr. Judith Kretzschmar und Kai Knörr gewählt. Schatzmeister bleibt Dr. Veit Scheller, Schriftführer wird Dr. Uwe Breitenborn. Dem neu gewählten Vorstand gehören weiterhin PD Dr. Golo Föllmer, Christian Schurig, PD Dr. Gerlinde Frey-Vor sowie Susanne Hennings an. Kassenprüfer sind erneut Prof. Dr. Michael Crone und Dr. Heiner Schmitt. Als kooptierte Mitglieder des Vorstandes wurden noch auf der Sitzung Dr. Hans Ulrich Wagner und Dr. Christoph Classen benannt.

Uwe Breitenborn

Forum

Wem gehört der öffentlich-rechtliche Rundfunk? Gesellschaftliche Teilhabe und Kontrolle

Symposium der Historischen Kommission der ARD

4. bis 5. Mai 2017 in Leipzig (MDR)

Heinz Glässgen, Vorsitzender der Historischen Kommission, eröffnete und moderierte die zweitägige ARD-Tagung. Er geht davon aus, dass der öffentlich-rechtliche Rundfunk nicht der Politik gehört, sondern der ganzen Gesellschaft. Er diene dem Gemeinwohl und als Kitt der Gesellschaft. Wie diese Idee umgesetzt ist und welche Perspektiven sie angesichts des Wandels der Medienlandschaft hat, war die bestimmende Frage des Symposiums.

Im einführenden Vortrag sprach Karola Wille, Direktorin des MDR, der gastgebenden Anstalt, und ARD-Vorsitzende, von einer gesellschaftlichen und medialen Transformation, die Chancen für neue Dialogformen mit sich bringt und erfordert. Ihr folgte Nils Minkmar („Der Spiegel“), der die aktuelle Situation als „Impuls“ umriss.

Die mehr grundlegenden Vorträge kamen vom ehemaligen Justitiar des NDR Werner Hahn („Grundlagen gesellschaftlicher Teilhabe in der Bundesrepublik und in anderen Ländern Europas“) sowie von Markus Behmer, Professor an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, der die Herausforderungen innerhalb des Medien- und Gesellschaftswandels betrachtete. Sein Motto: „Alles bleibt anders.“

Steffen Flath (MDR-Rundfunkratsvorsitzender) und Hans-Albert Stechl (Verwaltungsratsvorsitzender des SWR) befassten sich mit den Aufgaben, Problemen und zukünftigen Herausforderungen der Gremien. Über den Anspruch an öffentlich-rechtlichen Rundfunk, ordnungspolitische Vorgaben, Umgang mit losgelösten Informationen und das Woher und Wohin sprach Bodo Ramelow, Ministerpräsident des Freistaates Thüringen.

Aus der abschließenden Podiumsdiskussion sei hier nur Barbara Stamm (Verwaltungsratsvorsitzende des Bayerischen Rundfunks) er-

wähnt, die überzeugend darauf hinwies, dass der gegenwärtige Vertrauensverlust nicht nur den öffentlich-rechtlichen Rundfunk, sondern viele gesellschaftliche Institutionen (Parteien, Kirchen etc.) ereilt. Damit Rundfunkqualität möglich ist, müssten einerseits Rahmenbedingungen für die Öffentlich-Rechtlich formuliert werden, andererseits brauche ein gutes Programm hochqualifizierte Journalisten.

Unter der Leitung von Nathalie Wappler Hagen, Vorsitzende der ARD-Hörfunkkommission diskutierten zudem Bodo Ramelow, Karola Wille, Thomas Kleist (Intendant des Saarländischen Rundfunks), Marlehn Thieme (Vorsitzende des ZDF-Fernsehrats), Wolfgang Schulz (Direktor des Hans-Bredow-Instituts) und Frauke Gerlach (Direktorin des Grimme Instituts) zum Tagungsthema.

Alle Vorträge stehen online unter: <http://www.mdr.de/medien360g/historische-kommission-102.html>

mk

Big Archive: medial entgrenzt – sozial vernetzt

Frühjahrstagung des Vereins für Medieninformation und Mediendokumentation (vfm)
24. bis 26. April 2017 in Mainz (ZDF)

Die Frühjahrstagung 2017 des vfm im Rückblick zu betrachten, macht zuversichtlich – und lässt zugleich verzweifeln. Wohin steuert die Branche und das Berufsfeld Dokumentation – oder wohin wird es gesteuert? Wer gibt die Richtung vor, welche Einflüsse gibt es und was verändert sich? Diese Fragen waren und sind alle nicht neu. Wer meint, dass die Dokumentation sich erst jetzt im Zuge der Digitalisierung verändere, dem sei die Lektüre der Programme der vergangenen Frühjahrstagungen empfohlen.

Seit einigen Jahren nehmen aber Institutionen den wertschöpfenden Moment von Content und Daten stärker wahr. Mit zunehmender Digitalisierung sind gepflegte Daten sowie deren Verwendung und Weiterverarbeitung Grundlage für neue Geschäftszweige und Aufgabenfelder. Die Dokumentation erfährt damit

in ihren verschiedensten Ausprägungen eine strategische und nachhaltige Aufwertung.

Eigentlich ist dieser Zukunftstrend ein Grund zur Freude für die Dokumentationsbranche, schliche sich nicht zuweilen Verzweiflung ein bei der näheren Betrachtung neuer Dokumentationsaufgaben sowie Daten- und Contentmengen – vor allem aber der zunehmenden und fast grassierenden technisch-industriellen Entwicklung, die Dokumentation selbst zu digitalisieren, sie kostengünstiger, schneller und effizienter zu machen.

Um dieses Thema rankten sich nahezu alle Vorträge und Sessions der Frühjahrstagung. Wer hat für welchen Aspekt welche Lösung, welche Ideen – wo ist Orientierung?

Der Eröffnungsvortrag „Soziale Medien als Werkzeug des Bösen“ nahm die Zuhörer mit in die Abgründe von Fake-News, alternativen Fakten, Populismus, Hate-News, Delegitimation und Manipulation im Vieleck von Politik, Journalismus, Sozialen Netzwerken, Geheimdiensten und anderem mehr. Es besteht die Gefahr nicht nur in der konkreten Falschmeldung, sondern darin, dass sich Bevölkerungsteile und Gesellschaftsgruppen in einem Meinungs- und Informationskokon verstricken, ohne die Vielfalt der Meinungen und den Diskurs noch wahrzunehmen. Dem muss der seriöse, der Wahrheit verpflichtete Journalismus auf allen Kanälen zuverlässige Nachrichten entgegensetzen, die möglichst viele Nutzer erreichen. Die Dokumentationsaufgaben sind dabei wichtiger denn je, um „saubere“ und verifizierte Daten zu erhalten. (Elmar Theveßen)

Nahezu logisch schloss sich die Session 1 mit dem Thema „Crossmedia“ an. Der Konsument fordert eine crossmediale Aufbereitung der digital verfügbaren Inhalte. Die diese Inhalte produzierenden Gewerke müssen häufig jedoch noch fachmedienorientiert arbeiten. (Eva Schütz)

Fast zu einem Highlight der Frühjahrstagung hat sich das newcomer-forum des vfm entwickelt, auf dem Forschungsvorhaben aus den Hochschulen vorgestellt werden. Gleichzeitig soll der im Rahmen dieser zweiten Session vergebene Marianne-Englert-Preis Anreize geben, dass sich Studierende für neue Aufgabenbereiche der Dokumentation und für eine berufsständische Organisation wie den vfm interessieren. (Michael Vielhaber)

Die Session 3 kam mit dem bescheidenen Titel „Redaktionsnahe Archivarbeit“ daher, hatte es aber thematisch in sich und darf mit Fug und Recht für sich beanspruchen, gemeinsam mit Session 4 unter dem Tagungsthema „Big Archive: medial entgrenzt – sozial vernetzt“, nicht nur der zeitliche Mittelpunkt der Frühjahrstagung gewesen zu sein. Es galt hier zu ergründen, welche Strategien, Entwicklungen, Einflüsse, Methoden, Perspektiven, Ziele und – daraus sich speisend – welche Aufgaben die Dokumentationsbranche und die, die in ihr arbeiten, zukünftig haben und welche Kompetenzen nötig sind? Sind die Aufgaben der Dokumentation weiterhin Kurator, Mittler, Wahrheitssucher, Datenstapler, Contentschieber oder doch das hoch spezialisierte Daten-, Content- und Systemmanagement, das die Technik beherrscht, die nun der Dokumentation ehemaliges Aufgabengebiet ihrerseits beherrscht? (Beate Scherer)

Die Session 5 hatte folgerichtig den Titel „Neukunden für Medienarchive“. Das Stichwort „Öffnung der Archive“ beschreibt den Anspruch der Nutzer im digitalen Zeitalter bestens und die Zahl der interessierten Öffentlichkeit an Content aus den verschiedensten Quellen, wächst. Einer umfangreichen öffentlichen Online-Nutzung, beispielsweise des Bundesarchivs, stehen jedoch – voraussichtlich noch lange – vor allem rechtliche Restriktionen entgegen.

Wer füttert demnächst wen – die Archive die Datenbanken oder umgekehrt? Die Session 6 schloss die Frühjahrstagung thematisch mit der Überschrift „Daten- und Medienintegration. Wer oder was dokumentiert? Und für wen eigentlich?“. Diese Fragen mündeten dann doch in die eingangs erwähnte Verzweiflung in Bezug auf die Zukunft der Dokumentationsbranche.

Christoph Rohde, Hamburg

(Einen ausführlichen Bericht von Christoph Rohde finden Sie auf unserer Webseite. Informationen über die Tagung hält auch vfm-online bereit.)

Historische Authentizität und Medien

Workshop vom 13. bis 14. Juli 2017 am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, veranstaltet von ZZF und Hans-Bredow-Institut in Verbindung mit dem Leibniz-Forschungsverbund Historische Authentizität

Die Auseinandersetzung mit dem Begriff „Authentizität“ hat in den letzten Jahren eine gewisse Konjunktur erlebt, wobei vielfach auf den Konstruktions- und Zuschreibungscharakter des Phänomens hingewiesen wurde. In diesem Sinne ist es nur folgerichtig und überfällig, dass bei einem Workshop in Potsdam neben der historischen Dimension die besondere Rolle der Medien als Akteur und Instanz dieses Prozesses in den Fokus der Diskussion gestellt wurde.

Den Ausgangspunkt bildete das Spannungsverhältnis zwischen der von „Authentizität“ ausgehenden Sehnsucht nach dem Unmittelbaren und Ursprünglichen sowie der medialen Rolle der Verarbeitung und Vermittlung. Statt des veralteten Vorwurfs der Verfälschung einer vermeintlich wahrhaften Realität durch die Medien wurde jedoch die Etablierung und Wirkung von Authentisierungsstrategien untersucht, durch welche in der Darstellung Unmittelbarkeit, Echtheit und Wahrhaftigkeit inszeniert und behauptet wurden und werden.

Im Hinblick auf die vom Workshop aufgegriffene historische Dimension erklärte Helmuth Lethen (Wien) in einer ersten Keynote, die Beschäftigung mit historischen Ereignissen sei von einem grundsätzlichen Anachronismus von Vergangenheit und Gegenwart geprägt, der einen besonderen Widerspruch für die Sehnsucht nach sowie die Behauptung von „Authentizität“ schaffe. Dass in dieser Frage das Bewusstsein von der besonderen Bedeutung der Medien auf Seiten der Produzent/innen schon früh präsent war und diskutiert wurde, zeigte Judith Keilbach (Utrecht) anschließend am Beispiel der frühen Filmtheoretiker.

Die erste Sektion des Workshops mit insgesamt fünf Beiträgen stand unter dem Begriffspaar „Authentizität und Medialisierung“. Schon hier zeigte sich ein Phänomen, das sich auch in den folgenden Sektionen fortsetzen sollte, nämlich die sehr breite Streuung an inhaltlichen Themen und untersuchten Medien. So kam hier etwa der Forschungsfilm der Nachkriegszeit ebenso in den Blick wie historische Spielfilme, Historienmalerei, Berichte in Zeitschriften, Tageszeitungen und

dem Fernsehen sowie visuelle Darstellungen im Schulbuch. Als vielfache Parallele erwies sich hierbei die Vorstellung der Medienschaffenden, die als „wahrhaft“ empfundene Wirklichkeit bedürfe der bewussten Inszenierung, um auch in der medialen Vermittlung noch „wahr“ zu sein. Zugleich zeigte sich, dass mediale „Authentizität“ sowohl von bewussten Strategien der Produzent/innen als auch von Aushandlungsprozessen der Rezipient/innen abhängig ist.

Die zweite Sektion, „Strategien historischer Authentisierung“, beschäftigte sich in vier Beiträgen mit der Frage, wie sich in der Vergangenheit damalige Medienproduktionen bemühten, „Authentizität“ zu vermitteln. Als ein übergreifendes Kriterium der Glaubwürdigkeit erwies sich hierbei die Konsistenz des Gezeigten mit den Vorstellungen und Erfahrungen der Rezipient/innen. So konnte etwa ausgerechnet das bewusste Aufgreifen und Inszenieren von Hollywood-Klischees dokumentarische Film-Reiseberichte der 1930er Jahre über Afrika und Asien besonders glaubhaft erscheinen lassen, während umgekehrt die ostdeutsche Wochenschau in der frühen Nachkriegszeit, trotz des Einsatzes von Authentizitätsstrategien, aufgrund des Widerspruchs der Bilder zu den tatsächlichen Alltagserfahrungen des Publikums häufig unglaubwürdig wirkte.

Die drei Beiträge der letzten Sektion, „Vorstellungen und Zuschreibungen medialer Authentizität“, nahmen zeitgenössische Medienproduktionen mit historischen Themen wie Fernsehdokumentationen und Comics in den Blick und wiesen auf die inzwischen feste Etablierung bestimmter medialer Authentisierungsstrategien wie etwa Personalisierung und Emotionalisierung hin. Wie am Beispiel einer fiktionalen Mockumentary über Drachen gezeigt wurde, dienen die Authentisierungsstrategien jedoch nicht mehr nur der Behauptung einer vermeintlichen Wahrhaftigkeit, sondern sind längst als Mittel der Unterhaltung und Bindung der Zuschauer/innen etabliert.

So schloss der Workshop an dieser Stelle einen zentralen Kreis, denn durch den spielerischen und durchschaubaren Umgang mit den Methoden der Beglaubigung vermittelte sich nun auch dem Publikum zunehmend der von den Medienproduzent/innen schon länger reflektierte Konstruktionscharakter von medialer „Authentizität“.

Ronald Funke, Potsdam

DRA-Tätigkeitsbericht 2016

Im gedruckten vorliegenden Tätigkeitsbericht des Deutschen Rundfunkarchivs (DRA) stellt Vorstand Bernd Hawlat verallgemeinernd fest: „Das Geschäftsjahr 2016 war geprägt von gegenüber den Vorjahren nochmals forcierten Sparanstrengungen... Nachdem zum 1. Oktober 2015 die neue hausübergreifende Organisationsstruktur eingeführt worden war, stand das Jahr im Zeichen der Etablierung bzw. Konsolidierung neuer Arbeitsprozesse und Betriebsabläufe.“

Dabei haben „neue Dialogformate und Kollaborationswerkzeuge – darunter das DRA-World-Café, die stark genutzte Videokonferenzanlage und das Unternehmenswiki Confluence – ... den Informations- und Wissenstransfer zwischen den Organisationseinheiten nachhaltig gefördert.“

Die Nutzung „pendelte“ sich wieder „auf dem Niveau der Jahre 2011 bis 2013 ein“. Die Fernseh-Rechercheanfragen (insgesamt 5.133) kamen vorwiegend von den Öffentlich-Rechtlichen. Ein Rückgang der Hörfunkanfragen sei auf den „vereinfachten, statistisch allerdings nicht zu erfassenden, direkten Zugriff der Redaktionen auf die digitalisierten DRA-Bestände im ARD-Audioraum“ zurückzuführen. Nach Informationen zum Schriftgut fragten vor allem Personen aus dem Bereich Kultur, Wissenschaft und Öffentlichkeit.

Hinsichtlich der Digitalisierung wird festgestellt: „Um insbesondere die in den Vorjahren aufgelaufenen defizitären Ergebnisse der Digitalisierung kompensieren zu können, wurden neben der Ressourcenumschichtung neue Technologien und Workflows zur Effektivitätssteigerung evaluiert.“ Damit will das DRA die für 2020 formulierten Ziele erreichen, obwohl „die digitale Distribution aufgrund des verzögert eingeführten Medienfiletransfers (MFT) im Programmaustausch der ARD nicht wie geplant implementiert werden konnte“.

Zudem hat das DRA 810.000 neue Fernseh- und Hörfunknachweise „als Sekundärverwerter der von der Deutschen Mailbox GmbH erfassten Programminformationen“ von 2016 ausgestrahlten deutschsprachigen Sendungen in seine Programm-Datenbank übernommen. Darunter auch Daten kommerzieller Rundfunkveranstalter.

mk

moving history

Festival des historischen Films in Potsdam
20. bis 24. September 2017

Das bundesweit erste Festival zu Geschichte im Film fand Mitte September in Potsdam statt. Angesichts der großen Bedeutung von Geschichte in Film und Fernsehen hat es sich zum Ziel gesetzt, dokumentarische und fiktionale Filme mit historischen Themen aus der aktuellen und vergangenen Kino- und Fernsehproduktion einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren. Das Festival möchte Filmemacher, Wissenschaftler und Publikum zusammenbringen, und so ein Forum bieten, auf dem über historische Repräsentationen im Film und ihre Rolle in der Erinnerungskultur diskutiert werden kann.

Im Mittelpunkt der ersten Ausgabe stand eine thematische Retrospektive. Unter dem Titel „Keine Stille nach dem Schuss – 1967, der Deutsche Herbst und die RAF“ bot es 40 Jahre nach dem „Deutschen Herbst“ eine Auswahl von Filmen und Fernsehbeiträgen zur Studentenbewegung und zur RAF, darunter auch wenig bekannte Werke wie der Experimentalfilm „Das Abonnement“ von 1967 mit Gudrun Ensslin in der Hauptrolle. Die Vorführungen waren gerahmt durch Filmgespräche, zu denen zahlreiche Autoren und Filmemacher gekommen waren, darunter Volker Schlöndorff, Dominik Graf und Andres Veiel. Graf präsentierte vorab seinen „Tatort“ „Der rote Schatten“.

Erstmals verlieh das Festival die „Clio“ für den besten historischen Film des letzten Jahres. Der vom Filmpark Babelsberg gespendete Preis ging an Chris Kraus für seinen Spielfilm „Die Blumen von gestern“. Zum Rahmenprogramm zählten eine Masterclass mit der renommierten Regisseurin und Drehbuchautorin Margarethe von Trotta – zugleich Schirmherrin des Festivals – und ein wissenschaftliches Symposium. Letzteres widmete sich unter dem Titel „Re-Framing RAF“ der Bedeutung des Terrorismus in der audiovisuellen Erinnerungskultur.

Träger des neuen Festivals, das künftig regelmäßig stattfinden soll, ist ein Ende 2016 gegründeter Verein. Er hat das Festival mit Unterstützung zahlreicher Partner und Förderer ins Leben gerufen. Neben dem Brandenburgischen Zentrum für Medienwissenschaften (ZeM) sind die Filmuniversität Babelsberg Konrad Wolf und das Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF) die wichtigsten institutionellen Partner. (Weitere Informationen finden sich unter www.moving-history.de)

mk/cc

Dissertationsvorhaben

Luisa Drews

Der Kriegsblinde und das Hörspiel. Ästhetiken und Politiken der Blindheit im deutschsprachigen Rundfunk von den 1920er bis in die 1960er Jahre
(Universität Wien)

Ausgangspunkt des Dissertationsprojektes sind Bedeutungsverschiebungen im deutschsprachigen Rundfunkdiskurs des 20. Jahrhunderts, die sich an den verschiedenen Verwendungsweisen des Begriffs „Blindheit“ und an Vorstellungen des „blinden Hörens“ festmachen lassen: Während das Radio 1924 euphorisch als „Erlösung für Blinde“¹ begrüßt wurde, fungierte Blindheit, wie Caroline Pross herausgearbeitet hat, in den Folgejahren der Weimarer Republik und noch zu Beginn des Nationalsozialismus als „mediologische Metapher, die Wissen über das neue Medium generiert“². Der kriegsbedingten Späterblindung stand damit die Vorstellung eines ausnahmslos und immer schon Blinden gegenüber. Dieses Denken von und Wissen über „Blindheit“ hatte Konsequenzen sowohl für die Theorie des Mediums als auch für die Ästhetik des Hörspiels, die Pross als eine „Ästhetik der Blindheit“³ beschrieben hat.

Nach dem Zweiten Weltkrieg lässt sich in der Bundesrepublik eine weitere Verschiebung beobachten: Mit dem seit 1951 jährlich verliehenen Hörspielpreis der Kriegsblinden⁴ bezog sich „Blindheit“ insbesondere auf kriegsbedingte Späterblindungen, also auf Hörer, die vormals sehen konnten. „Der Kriegsblinde“, wie ihn die Monatszeitschrift des westdeutschen Bundes der Kriegsblinden nannte,

.....

1 o.A.: Rundfunk – eine Erlösung für Blinde. In: Funk 1(1924), S. 9-10, hier S. 9.

2 Caroline Pross: Blindheit als Einsicht. Beobachtungen zur Medienästhetik des frühen Hörspiels. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 81(2007), S. 91-108, hier S. 91.

3 Ebd.

4 Die Jury bestand je zur Hälfte aus Fachkritiker/innen und Kriegsblinden. Ihr stand der Initiator des Preises und Schriftleiter der Zeitschrift „Der Kriegsblinde“, Friedrich Wilhelm Hymmen, vor. Den Autor/innen der Gewinnerhörspiele wurde im Rahmen eines Festakts eine Plastik eines kriegsblinden Künstlers überreicht.

wurde zum idealen, innigsten, zum repräsentativen Hörer aufgewertet. Doch diente der Ehrenpreis nicht nur dem Ansehen und der Repräsentation von Anliegen kriegsblinder Menschen. Er war für Kritiker/innen, Hörer/innen und Autor/innen ein Ort der Auseinandersetzung mit Kriegs- und Nachkriegs-, Rundfunk- und Hörspielgeschichte und stimulierte letztere zu medien- und hörspielpoetologischen Aussagen. Nicht zuletzt kam es nach der Einführung des Preises im Jahr 1952 zu einer kontrovers diskutierten Häufung des Blindheitsthemas im Hörspiel.⁵

Obwohl die Bedeutung des Hörspielpreises der Kriegsblinden für die Hörspielproduktion, die Verankerung des Hörspiels in der Medienkultur der Nachkriegszeit und die Aufwertung des radiophonen Genres im literarischen Gattungskanon von der Forschung anerkannt wird,⁶ ist das Verhältnis von Institutionen, Politiken, Theorien und Ästhetiken bislang weitgehend unerforscht geblieben. Das Dissertationsprojekt möchte hier anknüpfen und die herrschenden Diskurse sowie die historisch-politischen und medientechnischen Bedingungen offenlegen, welche in der Weimarer Republik und in der Bundesrepublik eine besonders enge Verbindung von blinden Menschen mit auditiven Medien gefördert haben.

.....

5 Vgl. z.B. Heinz Schwitzke: Das Blindheits-Schicksal im Hörspiel. Stellungnahme des NWDR zu einer Betrachtung im Kriegsblinden. In: Der Kriegsblinde 4(1953), H. 5, S. 14-15; o. A.: Das Blindheits-Schicksal im Hörspiel. Eine weitere Ergänzung zu unserer Kritik im Dezemberheft. In: Der Kriegsblinde 4(1953), H. 6, S. 14; sowie Friedrich Wilhelm Hymmen: Wieder ein Kriegsblindenhörspiel. Einige Fragezeichen zum Hörspiel „Verschüttete Liebesbriefe“. In: Der Kriegsblinde 4(1952), H. 4, S. 22-23.

6 Vgl. hierzu Klaus Schöning: Vor den Reden. In: Ders. (Hrsg.): Schriftsteller und Hörspiel. Reden zum Hörspielpreis der Kriegsblinden. Mit einem Beitrag von Heinrich Vormweg. Königstein/Ts. 1981, S. 9-15; Heinrich Vormweg: Nach den Reden. Zur Geschichte des Hörspielpreises der Kriegsblinden. In: Klaus Schöning (Hrsg.): Schriftsteller und Hörspiel. Reden zum Hörspielpreis der Kriegsblinden. Mit einem Beitrag von Heinrich Vormweg. Königstein/Ts. 1981, S. 130-136. Zudem sind zwei Magisterarbeiten zum Hörspielpreis der Kriegsblinden an der Universität Köln entstanden, eine von Frank Olbert mit Fokus auf dem sogenannten Neuen Hörspiel der späten 1960er und 1970er Jahre, eine von Agnieszka Lessmann mit Schwerpunkt auf dem sogenannten Literarischen Hörspiel der 1950er Jahre.

Darauf aufbauend geht es der Arbeit um die Transformation von Theorie, Ästhetik und Poetik des Hörspiels von den 1920er Jahren bis in die 1960er Jahre. Dabei liegt der Schwerpunkt auf den 1950er Jahren,⁷ insofern die Debatte um Blindheit und Hörfunk bzw. Hörspiel in diesem Zeitraum mit dem neu gegründeten Hörspielpreis der Kriegsblinden eine Intensität und Spannung gewann, die in den 1960er Jahren deutlich nachließ.

Die Leitfrage des Dissertationsprojekts lautet: Welche Funktion übernimmt der Blindheitsdiskurs in den medien- und gattungsästhetischen Reflexionen und wie gehen die unterschiedlichen Konzeptualisierungen von Blindheit in die Ästhetik von Hörspielen ein? Daran gliedern sich folgende Teilfragen an: Welche Verschiebungen ergeben sich durch die verstärkte Fixierung auf kriegsbedingt Blindgewordene und in welcher Weise bleibt die Figur des Blindgeborenen ästhetisch anschlussfähig und produktiv? Mit welchen Mitteln wird Blindheit in den Hörspielen akustisch zur Darstellung gebracht und auf welche Weise wird Blindheit im Hörspiel erzählt? Welche Rolle spielen Sehen und Hören für die hörspielästhetische Konzeption von Blindheit?

Damit verbindet das Dissertationsprojekt Fragestellungen der Medien- und Gattungsästhetik, Erzähltheorie und Semiotik, Wissensgeschichte und -poetik.⁸ In methodischer Hinsicht orientiert sich das Projekt an einer in der Literaturwissenschaft prominent gewordenen Form der historischen Diskursanalyse, die von Joseph Vogl als „Poetologie des Wissens“ beschrieben wurde, das heißt an einem „kulturanalytische[n] Verfahren“, welches „das Auftauchen neuer Wissensobjekte und Erkenntnisbereiche mit den Formen ihrer Darstellung korreliert“ und sich für die „historische Singularität von Wissensord-

.....
7 Einen ersten wichtigen Beitrag zu einer „Poetik der Blindheit“ im Hörspiel der 1950er Jahre hat Justus Fetscher vorgelegt. Vgl. Justus Fetscher: *Blindness and „Showside“*. Non-Visual Aspects of German Radio and Radio Plays in the 1950s (with Response by Sabine Gross). In: *Monatshefte* 98(2006), H. 2, S. 244-266.

8 Für die Konturierung von Teilaspekten sind außerdem Fragestellungen der Gender und Critical Disability Studies relevant. Zur Verschränkung von Medienwissenschaften und Disability Studies bzw. Disability History vgl. auch Bill Kirkpatrick's Forschungsprojekt „Embodied Medium. Disability and Early Broadcasting“ (Denison University, Ohio, USA), welches die verschiedenen Ebenen der Beziehung zwischen US-amerikanischen Kriegsveteranen mit Behinderungen und amerikanischem Rundfunk der 1920er und 1930er Jahre untersucht.

nungen“ interessiert.⁹ Da dieses Verfahren nicht nur textuelle, sondern ebenso pikurale, technische und vor allem akustische Repräsentationsweisen einschließt, ist es für das vorliegende medienpoetologische Projekt geeignet.

Um den wechselseitigen Beitrag von Blindheit und Hörspiel zu erforschen, sollen folgende Materialien aus dem Untersuchungszeitraum untersucht werden: 1) hörspielästhetische und radiotheoretische Schriften, 2) Hörspiele sowie Hörbilder und Features, 3) Reden anlässlich der Verleihung des Hörspielpreises der Kriegsblinden, 4) Publikums- und Fachzeitschriften zum Rundfunk und Hörspiel, inklusive der Periodika des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands e.V., 5) Presse-, Fernseh- und Rundfunkberichterstattung zum Hörspiel und zu Kriegsblindenthemen, 6) ästhetische und philosophische Schriften zur Blindheit. Neben gedruckten Spielen für die Arbeit vor allem archivierte Texte sowie Ton-, Bild- und audiovisuelles Material eine bedeutende Rolle.

Dieses Quellenmaterial wird in den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Länder sowie im Deutschen Rundfunkarchiv mit seinen Standorten Potsdam-Babelsberg und Frankfurt am Main erschlossen. Tondokumente von Hörspielrealisierungen, aber auch – soweit vorhanden – Hörspielmanuskripte, Arbeitsnotizen, Laufpläne, Programmdispositionen und -hinweise, Hörspielbesprechungen, Hörerumfragen sowie die Korrespondenz zwischen Autor/in und Rundfunkanstalt werden bei der Analyse der Hörspiele berücksichtigt. Weitere wichtige Fundorte sind unter anderem das Bundesarchiv, das Deutsche Blindenmuseum Berlin, das Staatsarchiv Hamburg, das Deutsche Literaturarchiv Marbach, das Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg, das Archiv des Österreichischen Rundfunks sowie das Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek.

.....

9 Joseph Vogl: *Poetologie des Wissens*. In: Harun Maye und Leander Scholz (Hrsg.): *Einführung in die Kulturwissenschaft*. Paderborn/ München 2011, S. 49-71, hier S. 50, 68f.

Jan Bönkost

Die Freie Radio Bewegung der BRD zwischen 1975 und 1985 – Rekonstruktion einer kritischen Medientheorie und -praxis
(Universität Münster)

Jenseits des öffentlich-rechtlichen Rundfunks entstanden zwischen 1975 und 1985 in der BRD zahlreiche, damals noch illegale Freie Radios.¹ Im Gegensatz zu den schon früher in Erscheinung getretenen ‚Musikpiraten‘, die sich als Träger popkultureller Aufbrüche ins gesellschaftliche Gedächtnis eingeschrieben haben, entstammten die Freien Radios als ‚Politpiraten‘ direkt den Neuen Sozialen Bewegungen (NSB) der 1970er Jahre. Sie wollten das Rundfunkmonopol der öffentlich-rechtlichen Sender durchbrechen und ihm eine unkommerzielle, basisdemokratische Alternative entgegensetzen. Wie in der Alternativpresse und den Videowerkstätten sollte dabei die Trennung von Medienproduzent/innen und Medienrezipient/innen aufgehoben werden. Betroffene sollten selbst zu Wort kommen. Für einige Jahre gehörten die Freien Radios auf diese Weise, so die These des Forschungsvorhabens, fast selbstverständlich zum Protest- und Widerstandsrepertoire der NSB und ihrer Versuche, über eigene Medien eine gesellschaftliche Gegenöffentlichkeit zu schaffen. Doch die meisten der illegalen Sender waren bis 1985 wieder verstummt und gerieten in Vergessenheit. An ihre Stelle traten im Verlauf der 1990er Jahre zunehmend die staatlich geregelten Nichtkommerziellen Lokalradios. Auch wenn sich unter ihnen heute noch viele als Freie Radios begreifen, stellen ihre Vorgänger durch die kollektive Nichtanerkennung des Staates als regelnde Instanz doch eine ganz eigene Entwicklungsphase dar.

Ziel meiner Untersuchung ist es, diese Entwicklung der (illegalen) Freien Radios in der BRD mit Hilfe eines historisch-medienethnographischen Ansatzes erstmals umfangreich zu rekonstruieren. Hierfür verbinde ich, wie es gegenwärtig verschiedene Forscher/innen einfordern², die Perspektiven einer kommunikationswissenschaftlich orientierten Alter-

1 Je nach Quelle liegt deren Zahl zwischen einem knappen Dutzend bis zu 60 Sendern.

2 Vgl. Alice Mattoni und Emiliano Trere: Media Practices, Mediation Processes and Mediatization in the Study of Social Movements. In: Communication Theory 3 (2014), S. 252-271; Clemencia Rodriguez, Benjamin Ferron und Kristin Shamas: Four challenges in the field of alternative, radical and citizens' media research. In: Media Culture Society 2 (2014), S. 150-166.

nativmedienforschung mit denen einer allgemein sozialwissenschaftlich ausgerichteten Protest- und Bewegungsforschung. Nur so können zwei für die Freie Radio Bewegung (FRB) zentrale Aspekte gleichzeitig und in ihrem historisch spezifischen Wechselverhältnis in den Fokus genommen werden: Die Freien Radios selbst sowie die Kämpfe, die sie führten, also ihre Eigenschaft als Gegenentwurf zum öffentlich-rechtlichen Rundfunk sowie ihre Entstehungs- und Nutzungszusammenhänge in den NSB bis zur Entwicklung eigener Bewegungsstrukturen und -strategien zur Durchsetzung medienpolitischer Ziele.

Die zwei zentralen Fragestellungen des Forschungsvorhabens lauten daher: Welche Vorstellungen hatten die Freien Radios und ihre Aktivist/innen von gesellschaftlicher Kommunikation und wie versuchten sie, diese umzusetzen? Wie konstituierten sie sich als eigene Bewegung und welche Dynamik durchlief diese?

Die bisherige Forschung geht kaum über die Feststellung hinaus, dass eine Bewegung Freier Radios existiert hat. Nur eine einzige Studie versuchte sich bisher an einer frühen Bestandsaufnahme Freier Radios. Ihr Autor Kurt Weichler bezeichnete sie 1987 allerdings selbst als „schwierig“ und „nicht zuverlässig“.³

Die Stärke der historisch-medienethnographischen Forschungsstrategie liegt in ihrem holistischen und verstehenden Zugang zum Untersuchungsgegenstand, der auf eine Rekonstruktion aus der Perspektive der beteiligten Akteure ausgerichtet ist. Sie ermöglicht es auf diese Weise, die Komplexität der illegalen Freien Radio-Praxis über den Kontext ihrer konkreten sozialen Situationen zu erschließen und dafür vor allem die noch lebenden ehemaligen Radiomacher/innen als Zeitzeug/innen mit einzubeziehen.⁴ Gleichzeitig enthält sie damit das Potenzial, entgegen verschiedener Marginalisierungstendenzen, wie etwa in den Forschungsaktivitäten der Landesmedienanstalten⁵, die Motivationen und Po-

.....
3 Kurt Weichler: Die anderen Medien. Theorie und Praxis alternativer Kommunikation. Berlin 1987 (hier: Weichler 1987), S. 246f.

4 Vgl. Götz Bachmann und Andreas Wittel: Medienethnographie. In: Ruth Ayaß und Jörg Bergmann (Hrsg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Reinbek bei Hamburg 2006, S. 183-219.

5 Vgl. u. a. Helmut Volpers, Detlef Schnier, Christian Salwiczek: Bürgerfunk in Nordrhein-Westfalen. Eine Organisations- und Programmanalyse. Berlin 2006.

sitionen der damals überwiegend klandestin agierenden Radiomacher/innen sichtbar zu machen.⁶

Um dies zu leisten, stützt sich die Beantwortung der beiden erkenntnisleitenden Forschungsfragen auf die qualitative Analyse schriftlicher Primärquellen sowie auf Interviews mit ehemaligen Aktivist/innen der FRB. Ergänzend wird im Rahmen der zweiten Forschungsfrage eine Strukturdatenerhebung vorgenommen. Nicht im Zentrum des Forschungsvorhabens steht das Programm der Freien Radios. Denn überliefertes Sendematerial existiert kaum. Zum Anspruch zählt jedoch, die wenigen, verstreut erhaltenen Sendungen der FRB sowie weiteres, über die eigenen Recherchen aufgefundenes Audiomaterial zu sichern und auf geeignete Weise für weitere Verwendungen zugänglich zu machen.

Die schon von Weichler attestierte „Zurückhaltung der Wissenschaft“⁷ gegenüber der FRB ließe sich recht einfach nur mit wissenschaftspolitischen und -ideologischen Beweggründen erklären. Allerdings nennt bereits er selbst die FRB wegen ihrer miserablen Quellenlage ein „nicht eben ideales Forschungsobjekt“.⁸ Denn zu der Flüchtigkeit sozialer Bewegungen, ihrer grauen Literatur und insbesondere des Äthers addiert sich noch die tendenzielle Abneigung politischer Aktivist/innen gegenüber einem etablierten Wissenschaftsbetrieb.

Vor allem aber hatte das hohe und teils bis heute anhaltende Maß an Konspiration zur Folge, dass viele Aktivitäten nicht einmal von den Radiomacher/innen selbst dokumentiert wurden. Die illegalen Bedingungen nicht nur der Sender, sondern häufig auch ihrer Inhalte erklären, warum gerade das gesendete Material nicht erhalten oder auf unbekanntem Dachböden dem Staub überlassen ist.

Bisher existieren für die FRB daher keinerlei zentrale und öffentlich zugängliche Überlieferungsorte, weder im umfassenden Sinne noch

für die Nachlässe einzelner Sender.⁹ Jedoch führten die Sendeaktivitäten der Freien Radios nicht nur zu einer regelmäßigen Berichterstattung der etablierten Presse. Die Aktivist/innen meldeten sich auf schriftlichem Wege auch selbst umfangreich zu Wort. Sie veröffentlichten Bücher¹⁰, gaben mit der „Interferenz“ eine eigene Zeitschrift heraus und griffen insbesondere lokal auf das gesamte Repertoire grauer Bewegungsliteratur zurück. Weite Teile davon sind, wenn auch sehr verstreut und obendrein häufig schlecht erschlossen, in Bewegungsarchiven überliefert, u. a. in den Archiven der sozialen Bewegungen Bremen, Hamburg und Freiburg, dem Papiertiger Archiv in Berlin, dem Archiv für alternatives Schrifttum in Duisburg oder dem ehemaligen, vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte Amsterdam (IISG) übernommenen, ID-Archiv. Nach über drei Jahrzehnten ist aber auch die längste für die damaligen Radio-Aktivitäten bedeutsame zivilrechtliche Verjährungsfrist verstrichen. Ein zeitlicher Abstand, den einige der ehemaligen Radiomacher/innen schon nicht mehr überlebt haben. Den Interviews mit Zeitzeug/innen kommt aus diesen Gründen ein besonderer Stellenwert zu.

Die Relevanz der Untersuchung liegt in ihrer Absicht, zu einem umfangreicheren Verständnis einer bedeutsamen und bis heute prägenden Phase medialen und politischen Wandels in der BRD beizutragen. Sie leistet einen kommunikationswissenschaftlichen Beitrag zu einem zentralen Feld der Medienforschung, der Geschichte der Medien(politik) und insbesondere der Rundfunkgeschichte. Gleichzeitig liefert das Forschungsvorhaben einen Baustein zur bisher nur schwach ausgeprägten akademischen Betrachtung alternativer Medien. Darüber hinaus stellt es einen Beitrag zur Erforschung der NSB dar. Aus den Ergebnissen der Arbeit ergeben sich parallel Anregungen für die Bewältigung aktueller und zukünftiger rundfunk- und medienpolitischer Herausforderungen. Dazu gehören auch Reflexionsangebote an die heutigen Freien Radios.

.....

⁹ Eine Ausnahme stellt hier lediglich das Freiburger Radio Verte Fessenheim, das spätere Radio Dreyeckland, dar. Der einzige Sender der FRB, der „hinübergerettet“ in die Legalität, bis heute existiert, ist mit einiger Hingabe um eine eigene Geschichtsschreibung bemüht.

¹⁰ Vgl. Christoph Busch: Was Sie schon immer über Freie Radios wissen wollten, aber nie zu fragen wagten, Münster 1981; Network Medien-Cooperative (Hrsg.): Frequenzbesetzer. Arbeitsbuch für ein anderes Radio, Reinbek bei Hamburg 1983.

.....

⁶ Vgl. Sven Steinacker: Historische Ethnographie. Der Forscher im Staub der Aktendeckel. In: Friederike Heinzl, Werner Thole, Peter Cloos und Stefan Königeter (Hrsg.): „Auf unsicherem Terrain“. Ethnographische Forschung im Kontext des Bildungs- und Sozialwesens. Wiesbaden 2010, S. 67-81.

⁷ Weichler 1987, S. 247.

⁸ Ebd.

Virginie Philippe

A new reading of the Iberian transitions in the light of the small screen, 1973-1982

(Rennes 2 University, France)

This PhD thesis is a cultural and a comparative history of the two Iberian processes of transition to democracy between 1973 and 1982 through the unprecedented prism of television.¹ The project contributes to the profound renewal of historical and sociological studies on the complex phenomenon of transition to democracy. Over the past thirty years, research has attempted to describe and understand the modes of peaceful transition from an authoritarian or dictatorial regime to a democratic regime. The Iberian transitions, which, according to Huntington's division, inaugurated the third wave of democratisation, are now the subject of new readings.²

Indeed, during the 1980s and 1990s, historiography insisted on the distinction between the two peninsular processes: on the one hand, the Spanish model of transition by reform, on the other, the Portuguese model by rupture. Defined as the result of a perfectly elaborated plan, the Spanish transition was described as an exportable experience.³ In contrast, the Portuguese revolutionary process often appeared as a counter-model. However, since the late 1990s, many studies deconstruct the discourse of an exemplary

.....
1 There is no comparative study on Spanish and Portuguese televisions during the processes of transition to democracy, however there are some studies centred on RTP or TVE during this period. RTP: See Vasco Hogan Teves, *História da Televisão em Portugal, 1955-1979*. Lisbon 1998. See Madalena Soares dos Reis, „A programação televisiva revolucionária: RTP, 1974-1975“ (Master Thesis, UNL, Lisbon, 2008). See Maria Inácia Rezola, „A RTP no PREC (1974-1975): Sem recuos nem tibiezas em ordem à limpeza radical“, in Maria Inácia Rezola and Pedro Marques Gomes (coords.), *A Revolução nos Média*, Lisbon, 2014, pp. 17-51. TVE: See Virginie Philippe, *Transition et Télévision en Espagne. Le rôle de la TVE (1973-78)*. Paris 2007. See Enrique Bustamante, „Radiotelevisión en España: entre el franquismo y la democracia“, in Rafael Quirosa-Cheyrouze y Muñoz (ed.), *Prensa y democracia. Los medios de comunicación en la Transición*. Madrid 2009. See Manuel Palacio, *La televisión durante la transición española*. Madrid 2012. See Virginia Martín Jiménez, *Televisión Española y la Transición democrática. La comunicación política del Cambio (1976-1979)*. Valladolid 2013.

2 Samuel P. Huntington, *The Third Wave: Democratization in the Late Twentieth Century*. Norman 1991.

3 See José María Colomer, *La transición a la democracia. El modelo español*. Barcelona 1998.

Spanish transition⁴, while the recent Portuguese historiography has begun a critical revision of the revolutionary myths⁵.

The intrinsically teleological nature of the idea of ‚transition to democracy‘ invites us to study the two Iberian models of transition from the inside, particularly by analysing their official discourses. Television turns out to be a privileged source to identify and examine the public discourses. Born in the 1950s, this new media was a tool widely appreciated by authoritarian regimes, just as well under the dictatorships of Franco in Spain and Salazar in Portugal. Singularly and in contrast to the conceived purposes of these dictatorial regimes, television became an actor of the transition over the years, participating in the construction of a new democratic space. Despite censorship in both countries, a young generation of journalists and technicians at the Televisión Española (TVE) and the Rádio-televisão Portuguesa (RTP) succeeded in creating new images and a new language since the early 1970s, notably by using innovative audio-visual codes and breaking away from what was used during the first decades of the Iberian dictatorships.

My political and cultural study of the TVE and the RTP highlights the Iberian transitions from the ruling elites' points of views as well as civil society's, while giving special attention to technicians and journalists who are at the hinge of these two realms. This unusual perspective offers a cross-analysis of the relations between power and society. This study also exposes the reciprocal competi-

.....
4 See Sophie Baby, *Le mythe de la transition pacifique: violence et politique en Espagne (1975-1982)*. Madrid 2012. See Juan Carlos Jiménez, *España y Portugal en transición. Los caminos a la democracia en la Península Ibérica*. Madrid 2009. See Manuel Loff, „¿Revolución versus transición? Visiones de España desde el Portugal revolucionario y posrevolucionario“, „Gerónimo de Uztariz“, 20, (2004), pp. 17-44. See Carme Molinero (coord.), *La transición: treinta años después*. Barcelona 2006. See Rafael Quirosa-Cheyrouze y Muñoz (coord.), *Historia de la transición en España: los inicios del proceso democratizador*. Madrid 2007.

5 José Maria Brandão de Brito (ed.), *O País em Revolução*. Lisbon 2001. See António Costa Pinto, „Dealing with the Legacy of Authoritarianism: Political Purge in Portugal's Transition to Democracy, 1974-76“, in S. U. Larsen (ed.), *Modern Europe after Fascism, 1945-1980's*. New York, 1998, pp. 1679-1717. See Maria Inácia Rezola, *25 de Abril. Mitos de uma Revolução*. Lisbon 2007. See Fernando Rosas (ed.), *Portugal e a Transição para a Democracia (1974-78)*. Lisbon, 1999. See Raquel Varela, *A história do PCP na Revolução dos Cravos*. Lisbon 2011.

tive entanglement between the two peninsular countries as an invisible, yet mutual interdependence. While Portugal and Spain have lived „de costas voltadas“⁶ for several centuries, they in fact follow a parallel historical evolution, which becomes particularly perceptible in the contemporary period. The concomitants of democratic (re)construction strengthened the relationship between the two countries.

TVE and RTP television broadcasts convey these reciprocal influences in unique ways, since both programmes were dedicated to their own transition process, but at the same time continuously reflected on the neighbour's one as well. Audio-visual intertextuality thus reveals plentiful cultural entanglement between the Iberian societies.

My research is based on three types of sources: audio-visual, written and spoken ones. The audio-visual sources are at the core of the study. Archival research at the RTP and TVE document services have led to a corpus for analysis that mainly include current affairs and cultural broadcasts from 1973 to 1982.⁷ The selected programmes are viewed entirely. Special attention is paid to the quality of their images, to their editing or directing, their chosen shots, the persons appearing on the screen, sound (in, off, over) and music, comments from journalists and statements made by the interviewees. During the viewing sessions, the generics are studied in detail and the sequences are described frame-by-frame. This classic film analysis is complemented by focusing on medial frames for perceptions relating to the processes of transition. The methodical viewing of these programmes makes it possible to identify and discuss progressive changes of televisual practices and discourses.

To deepen and contextualize the audio-visual analysis, written documents from the RTP and the TVE documentation services are consulted. Moreover, the yearbooks compile valuable quantitative information about the annual hours of television broadcasting, the equipment, the locations and settings of studios, the staff or the budget. The TVE's "partes de emisión" and the RTP's "verificações dos programas emitidos" certify all content issued

.....
6 „Back-to-back“

7 The corpus includes approximately 500 programmes and reports from 50 TVE's programme series and about 450 programmes and reports from 70 RTP's programme series.

each day by each of the two channels. This valuable documentation makes it possible to check the time or the date of broadcasting.

The examination of newspapers and TV magazines completes the audio-visual contextualized analysis. These written sources allow to reconstruct programming schedules. In addition, administrative archives are examined. The study of written archives, kept in the General Administration Archive (AGA) in Alcalá de Henares (Spain) and in the Administration Archive of Torre do Tombo in Lisbon (Portugal), gives an insight into the changing political and institutional backgrounds. The spoken sources consist of semi-structured interviews with TVE and RTP professionals, each of a length between 60 and 120 minutes. These interviews were conducted among multiple professional profiles, ranging from journalists to technicians and directors. They help to identify media innovations and knowledge transfers between Spanish and Portuguese professionals.

The crossing of these three types of sources, audio-visual, written and spoken ones, from a perspective of a cultural history, unveils the value of television history as a rich and integrated part of contemporary history. In this sense, eventually, my study will demonstrate the cultural and political interdependencies between the processes of Iberian transitions.

Nils Lange

Matthias Walden als politischer Journalist
(Universität Potsdam)

Das Dissertationsvorhaben behandelt das politische Denken des Rundfunk- und Printjournalisten Matthias Walden (1927-1984) sowie seine Rolle als Intellektueller im Kontext der bundesrepublikanischen Geschichte und des Kalten Krieges. Die Quellengrundlage für die Arbeit ist das veröffentlichte publizistische Werk des Journalisten (zahlreiche Leitartikel u. a. in „Christ und Welt“, „Die Welt“, „Welt am Sonntag“ und „Quick“) sowie sein Nachlass im Unternehmensarchiv des Axel-Springer-Verlages (ASV-UA: NL Walden). Hier finden sich unter anderem Typoskripte von Rundfunk- und Fernsehkommentaren aus Waldens Zeit beim Rundfunk im Amerikanischen Sektor (RIAS), 1950-1956, und beim Sender Freies Berlin (SFB), 1956-1979. Im Sendungsarchiv des Nachfolgesenders des SFB, dem Rundfunk Berlin-Brandenburg (rbb), konnten zudem zahlreiche Fernseh- und Radiosendungen Waldens gesichtet beziehungsweise gehört werden. Eine umfassende Korrespondenz im Nachlass und Typoskripte einiger früher Kommentare des Journalisten im Deutschen Rundfunkarchiv in Potsdam ergänzen den Quellenkorpus.

Aus seiner Heimatstadt Dresden siedelte Walden im Frühjahr 1950 in die Bundesrepublik Deutschland über. In West-Berlin trat er im Herbst eine Stelle als politischer Redakteur beim RIAS an und sprach ab 1953 regelmäßig Rundfunkkommentare. Polemische Angriffe auf das SED-Regime wurden zum Markenzeichen seiner Arbeit, die sich dadurch in die Informationspolitik der amerikanischen Besatzungsmacht einfügte.¹ Bald schon entwickelte sich der junge Journalist zu einem Unterstützer der politischen und ideellen Westintegration der Bundesrepublik.² Eine zentrale Fragestellung des Dissertationsvorhabens ist die Genese dieser Meinungsbildung. Wie kann Waldens zentrales Ziel einer Einheit Deutschlands mit seiner Rolle als Verteidiger von Adenauers Westbindungspolitik in Einklang gebracht werden? Und wie grenzte er sich damit von national-neutralistischen Strömungen in der Publizistik und Politik ab, wie sie beispielsweise von

1 Vgl. Schanett Riller: Funken für die Freiheit. Die U.S.-amerikanische Informationspolitik gegenüber der DDR von 1953 bis 1963, Trier 2004, S. 233–251.

2 Vgl. als Beispiel für viele: Matthias Walden: Spielregeln der Demokratie: Oktober 1954. ASV-UA: NL Walden, Ordner Berliner Mikrophon.

Paul Sethe („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, „Die Welt“), Hans Zehrer („Die Welt“) und Rudolf Augstein („Der Spiegel“) sowie von Jakob Kaiser (CDU) oder Gustav Heinemann (CDU/GVP) vertreten wurden.³

Das ideelle Fundament der deutschen Nachkriegsdemokratie war für Walden ein antitotalitärer Konsens, der sich vor dem Hintergrund der Verschärfung des Ost-West-Konflikts und der Deutschen Frage in einem kämpferischen Antikommunismus äußerte, dessen Ursprünge unter anderem in Waldens Bewunderung für den Berliner Bürgermeister der frühen 1950er Jahre, Ernst Reuter (SPD), zu verorten sind.⁴ Die Antwort auf die totalitären Herausforderungen der Vergangenheit und der Gegenwart lag für Walden in der politischen und individuellen Freiheit einer westlich liberalen Demokratie. Ein Ziel des Dissertationsvorhabens ist die Klärung der Frage einer geistigen Nähe Waldens zu dem aus den USA initiierten Intellektuellennetzwerk Kongress für kulturelle Freiheit (CCF) sowie zu einer amerikanischen ideellen Strömung der 1950er und frühen 1960er Jahre, die als Vital-Center-Liberalismus bezeichnet wird. Denn ihre Vertreter beriefen sich auf das gleichnamige Buch des Historikers Arthur M. Schlesinger Jr., der 1949 zur Verteidigung der liberalen Demokratie gegen Kommunismus und Faschismus aufgerufen hatte.⁵ Kann Matthias Walden als deutscher Vertreter dieser transatlantisch liberalen Geisteshaltung der frühen Nachkriegszeit gesehen werden? War dies überhaupt ohne ein enges Verhältnis zum CCF möglich, das in den 1950er und frühen 1960er Jahren über eine Handvoll Beiträge Waldens für die Zeitschrift des Kongresses, „Der Monat“, nicht hinausging? Wurde der Journalist dennoch von den freiheitlichen Ideen des Netzwerkes geprägt, zu dem auch die Berliner Bürgermeister Ernst Reuter und Willy Brandt (SPD) gehörten?

Das Problem, wie weit ein Staat und seine Gesellschaft in der Verteidigung ihres liberalen Fundaments gehen dürfen, spaltete im Laufe

3 Vgl. Alexander Gallus: Die Neutralisten. Verfechter eines vereinten Deutschland zwischen Ost und West 1945-1990, Düsseldorf 2001.

4 Zum liberalen Aspekt von Ernst Reuters Denken, siehe: Matthias Opperma: Liberaler Sozialismus: Ernst Reuters Kampf für die Freiheit. Ernst-Reuter-Hefte 2, Berlin 2013.

5 Vgl. Michael Hochgeschwender: Freiheit in der Offensive? Der Kongress für kulturelle Freiheit und die Deutschen, München 1998; Arthur M. Schlesinger Jr.: The Vital Center. The Politics of Freedom, Boston 2009 (1949).

der 1960er Jahre das Vital Center in den USA sowie auch den antitotalitären Konsens der Bundesrepublik. Waldens Kommentare können dabei nicht nur aus politisch-kultureller Perspektive, sondern ebenso aus einer rundfunkhistorischen Sicht gelesen werden und somit zum Verständnis einer Geschichte der Medienöffentlichkeit nach 1945 beitragen, stieg der Journalist doch noch in seinen Dreißigern zum Chefkomentator für Fernsehen und Radio des SFB auf.⁶ In dieser Funktion kritisierte Walden 1967 in einem Fernsehkommentar eine vermeintliche Majorisierung des dritten Fernsehprogramms durch eine intellektuelle Linke, der es an einer ausreichenden Verurteilung der Verbrechen der SED fehlen würde.⁷ Von Seiten der Gescholtenen trug ihm dies wiederum den im SFB öffentlich ausgestrahlten Vorwurf ein, den Sender auf einen „rechten“ Kurs leiten zu wollen.⁸

Auch außenpolitisch zählte Walden zu den streitbaren Kommentatoren der Bonner Republik. Anders als bei vielen kämpferischen Antikommunisten der 1950er Jahre wie Egon Bahr (SPD) und Willy Brandt oder die Journalisten Jens Feddersen („Neue Ruhr Zeitung“), Sebastian Haffner („Die Welt“, „Der Stern“) und Klaus Harpprecht („Der Monat“/CCF) bewirkte der Mauerbau 1961 kein strategisches Umdenken in der ost- und deutschlandpolitischen Konzeption Waldens. In der Konsequenz lehnte er die Neue Ostpolitik der sozialliberalen Regierung vehement ab. Gesellschaftspolitisch stand Walden den Forderungen der rebellierenden Studenten und der Außerparlamentarischen Opposition in den späten 1960er Jahren skeptisch gegenüber. In der Folge meinte er in den staatskritischen Protesten einen geistigen Ursprung des RAF-Terrors zu sehen und griff Linksintellektuelle wie den Schriftsteller Heinrich Böll scharf an.⁹

Ein besonderes Augenmerk muss auf die Rolle Waldens als publizistischer Wegbereiter ei-
.....

6 Siehe dazu ausführlich: Christina von Hodenberg: *Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945-1973*, Göttingen 2006, S. 229-292.

7 Vgl. Matthias Walden: *Die Meinung. Die Linke im 3. Fernsehprogramm. rbb, Erstaussstrahlung am 24. Januar 1967 im SFB, Minute 3-5.*

8 Vgl. Ernst Schnabel: *Typoskript Literarische Illustrierte im SFB vom 2. Februar 1967. ASV-UA: NL Walden, Box 20 - 1968(I), S. 2f.*

9 Siehe zu diesen beiden Themenkomplexen exemplarisch: Matthias Walden: *Kassandra-Rufe. Deutsche Politik in der Krise, München und Wien 1975*; Ders.: *Die Fütterung der Krokodile. Ansichten-Einsichten, München und Wien 1980.*

ner sogenannten konservativen Tendenzwende in den 1970er Jahren gelegt werden, die von der Forschung bereits angerissen wurde.¹⁰ 1980 wechselte Walden zum Verlag Axel Springers, für den er seit den 1960er Jahren kontinuierlich Leitartikel verfasste. Der Verleger erkannte in dem 15 Jahre jüngeren Walden seinen „publizistischen Erben“¹¹ und sah ihn für die Nachfolge in der Verlagsleitung vor. Dazu kam es jedoch nicht, da Walden 1984 ein Jahr vor seinem Förderer mit nur 57 starb.

Politisch ein Verteidiger der liberalen Demokratie, gesellschaftlich konservativ, außenpolitisch ein ‚Kalter Krieger‘: eine Charakterisierung des Journalisten Matthias Walden, die sich die Arbeit zum Ziel genommen hat, muss aus diesen Puzzlestücken zusammengesetzt werden. Welchen ideellen Hintergrund hatte seine meinungsstarke politische Haltung zu den verschiedensten Problemstellungen im politischen und gesellschaftlichen Bereich der deutschen Nachkriegsdemokratie? Nahm der Journalist vielleicht auch vermeintliche Widersprüche in seinen Ansichten war, beispielsweise zwischen der Verteidigung einer liberalen Demokratie und dem harten Auftreten gegen die staatskritischen Proteste der 1960er und 70er Jahre? Welche Rolle spielte er dennoch in der Herausbildung einer kritischen Medienöffentlichkeit? Gab es unter Umständen Ereignisse, die das politische Denken Waldens prägten oder veränderten wie der 17. Juni 1953 oder der linksradikale Terrorismus der RAF?

Durch eine inhaltliche Quellenanalyse und intellektuelle sowie politische Kontextualisierung soll das Bild Matthias Waldens als politischer Journalist vor dem methodischen Hintergrund einer Intellectual History an Schärfe gewinnen. Das Dissertationsvorhaben kann somit durch eine biographische Arbeit einen Beitrag zur Ideen- und Intellektuellengeschichte sowie zur Geschichte des politischen Journalismus der Bundesrepublik Deutschland im Kalten Krieg leisten.

.....

10 Vgl. Axel Schildt: „Die Kräfte der Gegenreform sind auf breiter Front angetreten“. Zur konservativen Tendenzwende in den Siebzigerjahren, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 44 (2004), S. 449-478, hier S. 469.

11 Claus Jacobi: *Der Verleger Axel Springer. Eine Biographie aus der Nähe*, München 2005, S. 315.

Rezensionen

Hans Sarkowicz (Hrsg.)

Geheime Sender. Der Rundfunk im Widerstand gegen Hitler.

München: Hörverlag 2016, acht CDs: 582 Minuten, Booklet: 143 Seiten.

Im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek wird die hier zu besprechende Publikation u.a. auch als „neue Ausgabe“ angekündigt. Neben Herausgeber Sarkowicz werden als „Erzähler“ Thomas Mann sowie weitere fünf (weniger bekannte) Personen erwähnt. Dies irritiert insofern, da auf dem Cover der Kartonschachtel, der die CDs und das Booklet beinhaltet, als eine Art Untertitel zu lesen ist: „Mit Beiträgen von Thomas Mann und Golo Mann, Lotte Lenya, Friedelind Wagner und vielen anderen“. Worauf kann sich der Vermerk „neue Ausgabe“ beziehen? Auf die von Hans Sarkowicz und Michael Crone unter Mitarbeit des Deutschen Rundfunkarchivs 1990 im Frankfurter Eichborn-Verlag herausgegebene Publikation „Der Kampf um die Ätherwellen. Feindpropaganda im Zweiten Weltkrieg“? Wenn ja, warum gibt es darauf in den „Geheimen Sendern“ keinen eindeutigen Hinweis; der auf der Seite 129 des Booklets innerhalb des Verzeichnisses „Zitierte Literatur und Auswahlbibliographie“ auf den „Kampf um die Ätherwellen“ genügt für die Einordnung der „neuen Ausgabe“ leider nicht!

Es handelt sich bei der neuen Publikation tatsächlich um eine „neue Ausgabe“ und auch wieder nicht. Die beigefügten CDs dokumentieren acht Featuresendungen des zweiten Hörfunkprogramms des Hessischen Rundfunks (hr2 kultur), ausgestrahlt im Winterprogramm 2016/2017 mit etlichen Ausschnitten aus Radiosendungen, die sich mit den Aktivitäten des Rundfunks aus dem Ausland gegen das Dritte Reich befassen. So werden, thematisch gegliedert, die Sendungen der BBC für ihre deutschen Hörer, beginnend noch vor dem Zweiten Weltkrieg, seziert sowie diejenigen aus der Sowjetunion und solche von amerikanischen Stationen, die erst in der zweiten Hälfte des Zweiten Weltkriegs größere Bedeutung erlangten. Die acht CDs verfolgen damit eine andere Konzeption als die Publikation von 1990, die in sechs Kompaktkassetten Tondokumente in chronolo-

gischer Reihenfolge präsentierten und im Begleitband etliche der auf 120 geschätzten Stationen dokumentierten. Neu ist also die Aufbereitung der zum größten Teil aus dem Deutschen Rundfunkarchiv Frankfurt am Main/Potsdam stammenden Originaltöne, die in jahrzehntelanger Recherchearbeit dort zusammengetragen worden sind. Sie dokumentieren u.a., dass die mit Hilfe deutscher Exilanten betriebenen alliierten Sender sich in unterschiedlicher Intensität eines breiten Spektrums verschiedener Darbietungsformen bedienten: Nachrichten, Aufrufe, Übersetzungen von Politikerreden, Interviews, Features, Hörspiele, Kabaretts und Unterhaltungssendungen. Hinzu kamen Kampflieder, Jazz und Satire sowie als Spezialität der Sender in der Sowjetunion eine „Geisterstimme“, die sich mit antifaschistischen Parolen wie „Alles Lüge“ in ausgestrahlte Nachrichten der Reichssender einblendeten.

Unter den Rundfunkstationen, mit denen sich Sarkowicz befasst, waren auch „Geheime Sender“, doch eher die offiziellen Rundfunkeinrichtungen, in deren Dienst sich die Emigranten stellten, gaben den Ton an. Insofern ist der Hörbuchtitel etwas irreführend. Dennoch ist zusammenzufassen: Hans Sarkowicz hat mit seinen Radiofeatures und seinem Hörbuch dem aus dem Ausland publizistisch vernehmbaren anderen Deutschland nach 26 Jahren, damals gemeinsam mit Michael Crone, erneut ein eindrucksvolles Denkmal gesetzt. Dafür ist dem Redakteur des Hessischen Rundfunks zurecht der Deutsche Hörbuchpreis als bestes Sachhörbuch 2017 verliehen worden.

Ansgar Diller, Hochheim am Main

Susanne Schädlich

Briefe ohne Unterschrift. Wie eine BBC-Sendung die DDR herausforderte.

München: Knaus 2017, 285 Seiten.

„BBC – das sind drei gefährliche Buchstaben“ (S. 9), zitiert die Autorin einen ihrer Gesprächspartner, einen ehemaligen Leiter des Senderbüros in Westberlin, wobei diese Gefahr sowohl für jene bestünde, welche sich durch die Berichterstattung bedroht sahen,

als auch einen Teil jener, welche sich für die Formate der BBC interessierten. Eingedenk dieser Situation entschied sich die Redaktion offenbar dazu, ein besonderes Diskussionsforum „Briefe ohne Unterschrift“, deren Kern in der Auseinandersetzung mit und der Kommentierung von Zuschriften aus der DDR bestand, am Freitagabend um 20.15 Uhr auszustrahlen. Den Wochentag bestimmten hierbei weniger Sendekapazitäten und Programmplanungen, sondern vielmehr Sicherheitserwägungen gegenüber den potenziellen Schreiber/innen. Nutzten die Sendungsgestalter/innen Deckadressen, um einen Zugriff der Staatssicherheit auf etwaige Postsendungen zu erschweren, hoffte die Redaktion durch die Bekanntgabe neuer Adressen am Freitag den Zuhörer/innen ein möglichst großes Zeitfenster zu schaffen, bis die Sicherheitsbehörden in der Lage dazu wären, den Versand an diese Adressen koordiniert zu unterbinden.

Susanne Schädlich beschäftigt sich in „Briefe ohne Unterschrift“ zunächst mit dem Sendeformat selbst, aber ebenso mit dem vermeintlichen Blick der Schreibenden sowie den Versuchen der Staatssicherheit, Zuschriften und die Ausstrahlung zu unterbinden. Das Korpus ihrer Erzählung, ein nicht selten spannendes Kapitel deutsch-britischer Geschichte, tat die Autorin im BBC Written Archive Caversham auf: „233 Ordner, von 1955 bis 1975 [...] Mancher umfangreicher als der andere, oft täglich etliche Zuschriften“ (S. 28) – Dokumente, die sie jedoch weniger einer methodisch gestützten Analyse unterzieht, sondern zu Prosa zusammenfügt. Hatte Susanne Schädlich bereits 2009 in ihrem Band „Immer wieder Dezember“ über die Aktivitäten ihres Onkels für das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) berichtet, scheint dessen Involvierung in die Beobachtung der Sendung des britischen Rundfunks und ihrer Redaktionsmitglieder den Ausgangspunkt ihrer Recherchen gebildet zu haben.

Charakterisierte die Staatssicherheit „Briefe ohne Unterschrift“ als „Sendung, die im Rahmen der psychologischen Kriegsführung gegen die DDR [...] der Propagierung und Provozierung aktiver und passiver ‚Widerstandshandlungen‘ dient“ (S. 22), insistierte der Leiter des Formats auf die Authentizität der Zusendungen und deren Beitrag zur demokratischen Debatte und Meinungsbildung in der DDR (vgl. S. 235f.). In gewisser Weise bilden beide Perspektivierungen das Gerüst des vorgelegten Narrativs. Um sowohl das

wahrgenommene Gefahrenpotenzial möglicher Destabilisierung des realsozialistischen Regimes als auch die damit verbundenen Herrschaftspraktiken aufzuzeigen, fügt die Autorin längeren Auszügen aus den Briefen häufig Beispiele sich professionalisierender Verfolgung an. Immer wieder unterbricht Schädlich den chronologischen Erzählverlauf durch Einschübe und eigenständige Kapitel zum Agieren von Repressionsorganen, aber auch Passagen zum Verlauf ihrer Recherchen. Besonders ausführlich widmet sie sich hierbei zwei Briefeschreibern, welche ins Visier des MfS gerieten und anhand von Schriftgutachten und Speichelproben als Delinquenten ausfindig gemacht wurden. Während die Staatssicherheit im ersten Fall durch Denunziationen am Leipziger Universitätsklinikum auf einen Frührentner stieß, wurde schließlich auch ein Greifswalder Schüler für verschiedene Briefe abgeurteilt.

Die Ergänzung der Erzählung durch Interviews mit Redaktionsmitgliedern der BBC und der Darstellung ihres Handelns im Spiegel der Verfolgungsbehörden ermöglicht es der Autorin, ein eindrucksvolles Panorama wechselseitiger Beobachtung und transnationaler Interaktionen nachzuzeichnen. Gerade durch die Gegenüberstellung einzelner Briefe und deren zum Teil gegensätzliche Positionierung zum Alltag in der DDR sowie Ereignissen wie dem Mauerbau, Prager Frühling und der neuen Ostpolitik Willy Brandts und deren Kommentierung liefert Schädlich zugleich ein Kaleidoskop der Wahrnehmung des Kalten Krieges von unten. Wenngleich sie in diesem Zusammenhang eine Vielzahl von Themen aufgreift und diese zum Teil kurz erörtert, lässt der Band allerdings eine methodische Begründung für Auswahl und Zugriff auf die Quellen vermissen. Resultiert dieser Mangel gegebenenfalls aus der Textform, sind vor allem ihre Mutmaßungen hinsichtlich möglicher Reaktionen von Redaktionsmitgliedern auf Inhalte abgefangener Briefe und Strategiepapiere des MfS irritierend.

Zusätzlich zu den häufig wenig quellenfundierte Spekulationen tritt Schädlichs an Ranke orientierter Blick auf die Dokumente: „die erzählen wie es war“ (S. 60): „Ich hatte es nicht mit Papier zu tun, sondern mit Menschen, die zu mir sprachen“ (S. 71). Während innerhalb der BBC offenbar diskutiert wurde, inwieweit sich die aus den Zusendungen gewonnenen Eindrücke zu einem Gesamtbild öffentlicher Meinungen in der DDR zusammenführen lassen und „Briefe ohne Unterschrift“

hierdurch zur Verschiebung des Erwartungshorizonts beitrüge, scheint bei Schädlich eine derart quellenkritische Positionierung kaum erkennbar. Zwar verwirft die Autorin den kritischen Einwand, dass die Post an Deckadressen der BBC prinzipiell ideologisch verzerrt sei, jedoch schließt sie bei offensichtlich nicht oppositionellen Zuschriften dieses Moment des Verdachts ein – eine parteiliche Positionierung, welche sie bereits in ihrem Band „Immer wieder Dezember“ problematisierte (S. 96). Gerät dem Werk hierdurch zwar die Frage nach der Produktion von Alltag, Ermöglichungsstruktur und Normalität in der Diktatur aus dem Blick, liefern die umfangreichen Recherchen Susanne Schädlich in den Archiven der BBC und BSTU vielfältige Ansatzpunkte für weitergehende – nicht zuletzt medienhistorisch inspirierte – Forschungen.

Aline Munkewitz, Potsdam

Nelson Ribeiro & Stephanie Seul (Eds.)

Revisiting transnational broadcasting: the BBC's foreign-language services during the Second World War.

London, New York: Routledge 2017, 124 pages.

How did BBC radio broadcasting win the hearts and minds of foreign listeners during the Second World War? This is the main question and topic of the book „Revisiting Transnational Broadcasting. The BBC's foreign-language services during the Second World War“ edited by Nelson Ribeiro and Stephanie Seul and originally published as a special issue of the journal „Media History“ in November 2015.

In the introduction, the editors note that this collection of chapters aims to investigate the BBC foreign services during the Second World War. This BBC service was born in 1932, broadcasting radio programs to English speakers across the British Empire, but between the late 1930s and early 1940s started regular broadcasts in all major European languages – so addressing non-British audiences as well.

Five chapters uncover the efforts and struggles of the BBC services to sway the supporters of the British government and Allies around the war's years. In the chapter „Plain, unvarnished news? The BBC German Service and Chamberlain's propaganda campaign directed at Nazi Germany, 1938-1940“ Stephanie Seul draws attention to Chamberlain's

aim to reach German opposition with the BBC German service in order to stimulate a revolt against the Nazis. This project failed in April 1940 during the Norwegian campaign because of the lack of credibility.

BBC services in Portugal and Spain, two other dictatorship countries, were not at all radical in their efforts. Nelson Ribeiro's chapter „BBC Portuguese Service During World War II: Praising Salazar while defending the Allies“ tells the history of BBC Portuguese service that tried to balance the defence of British values with the attempts to avoid diplomatic incidents with Salazar. The extreme political correctness of the Portuguese service made many listeners prefer the apparently more free BBC Spanish service. Gloria García González, in the third chapter of the book titled „Pawns in a Chess Game: The BBC Spanish Service during the Second World War“, narrates that at first Spanish journalists supported the Allied forces, taking advantage of the conflicting guidelines provided by the ambassador Samuel Hoare and by the announcer of the BBC Spanish service Martínez Nadal. However, this degree of freedom lasted only for a short time and journalists were soon forced to take a more politically neutral position, especially after Winston Churchill's speech that indicated not to interfere in Spain's internal affairs.

The BBC French service was probably the only „success story“ of BBC services narrated in this book. Kay Chadwick, in the chapter „Our Enemy's Enemy: Selling Britain to occupied France on the BBC French Service“, argues that the French service strongly opposed the French national radio Radio Vichy, that was under direct control of Germans, and so it was associated with the „voices of freedom“. „Repatriated Germans and ‚British spirit‘: the transfer of public service broadcasting to northern post-war Germany (1945-1950)“, written by Hans-Ulrich Wagner, presents the case of BBC German service after the war. In occupied Germany, repatriated Germans played a key-role in renegotiating and adapting public service broadcasting ideas to new conditions. In other words, BBC services were also a gym for the spread of PSB in the second half of the twentieth century.

Confirming the need for further research, the two last chapters show plans for future research projects. Agnieszka Morriss aims to describe how BBC co-operated with the Polish Underground Movement through the

government-in-exile and questions the objectivity of the BBC news. Erica Harrison plans to study the collection of (recently discovered) wartime Czechoslovak broadcasts and programs produced by the London Transcription Service, a branch of the BBC.

To conclude, the book provides at least three new insights on the BBC services during the Second World War and, more in general, for media historiography. First, the key research question mentioned at the beginning (how did BBC radio broadcasting win the hearts and minds of foreign listeners during the Second World War?) is a crucial and understudied one. The book seems to lean toward an answer: even if the mission of BBC services was to counteract the highly influential German propaganda, at the end they were not able to reach their goals in the majority of the analyzed European countries (the French case made an exception). We say the book seems to lean toward because, unfortunately, conclusions are mainly left to the readers and there is not a final and comprehensive analysis of the case studies. A second strength is the fact that this edited volume is based on unpublished sources and on a remarkable archival research made into various national archives and in different European languages. In other terms, it is a truly European project.

Although some relevant countries are not covered (Italian BBC service, for example, would have been a very notable case for this collection), the book's ambition to collect different national perspectives on BBC services and to make them talk to each other, reveals the third important role this volume could play for media historiography. This is also a research into transnational communication, a quite neglected field of studies, especially in the historiography of broadcasting. Broadcasting history has been indeed studied mainly from a national perspective (the history of radio and TV in different countries with rare connections among them), while a transnational perspective may show common plans, shared mentalities, regional connections and national disconnections etc. This research agenda is just starting now, and this book makes an important contribution to this growing field.

*Maria Rikitiaskaia and
Gabriele Balbi, Lugano*

Judith Früh

Tatort als Fernsehgeschichte. Historiografien und Archäografien eines Mediums

München: edition text + kritik 2017, 425 Seiten.

Im Herbst 2016 konnte das krimibegeisterte Fernsehpublikum den 1.000. „Tatort“ verfolgen. Etliche Studien aus unterschiedlichen Forschungsgebieten sind in den zurückliegenden Jahren und Jahrzehnten über diese bundesdeutsche TV-Institution erschienen. Die Medienwissenschaftlerin Judith Früh untersucht in ihrer Dissertationsschrift die Historiografie des „Tatort“, sie fragt nach der Hervorbringung televisueller Geschichte und der Medialität ihrer Darstellung (vgl. S. 11). Zunächst betrachtet die Verfasserin den „Tatort“ als historisches Dokument (II.), um anschließend dessen Historiografien (III.) und Archäografien (IV.) zu untersuchen. Dabei rückt sie die Geschichte der „Tatort“-Historiografie in den Mittelpunkt, so dass es ihr weniger darum geht, den „Tatort“ als zeit-, alltags- oder mentalitätsgeschichtliche Quelle für die Bundesrepublik zu untersuchen. Vielmehr nimmt sie in einem ersten Schritt in den Blick, wie Autorinnen und Autoren über den „Tatort“ als Fernsehgeschichte schrieben. Hierfür hat sie 52 Publikationen (Dissertationen, Sammelbände, Monografien, ARD-Broschüren, Fan- und Handbücher) analysiert. In einem zweiten Schritt bespricht Früh die Praxen und Logiken der Selbsthistorisierung durch Archive und Verwertungsketten.

Im einleitenden, zweiten Kapitel konstatiert die Verfasserin zunächst, dass viele Studien die „medienspezifischen historischen Praktiken und Prozesse“ um den „Tatort“ ignorieren würden (S. 40). Anschließend bildet die geschriebene „Tatort“-Geschichte mit ihren narrativen Ordnungen den Ausgangspunkt von Frühs Schilderungen. Dabei zeigt sie auf, dass der erste „Tatort“, „Taxi nach Leipzig“ (NDR 1970), oder der erste Schimanski-Fall bisher am häufigsten analysiert wurden. Insbesondere der erste Auftritt des WDR-Kommissars im Jahr 1981 sei als „die markante Zäsur“ beschrieben worden (S. 134). Einprägsam formuliert Früh zur Bedeutung Götz Georges für die Serien-Geschichtsschreibung: „Es gibt ‚Tatort‘ vor, und es gibt ‚Tatort‘ nach Schimanski“ (S. 143). Die Fernsehgeschichte der Serie bedient sich immer wieder auch bei Krisen-Narrativen. Solche Erzählungen haben laut Früh zweierlei Funktion: So soll vor einem möglichen Stillstand der Serie gewarnt und gleichzeitig ausgeschlossen werden, dass

der „Tatort“ zu einem Ende kommen könnte. (S. 169). Ein Serienende ist schließlich auch nach über 45 Jahren nicht in Sicht.

Das vierte Kapitel thematisiert die Funktion und Rolle von Archiven, Wiederholungen und unterschiedlichen Verbreitungsarten. Archive versteht die Verfasserin dabei im Foucaultschen Sinne als „diskursmächtige und -formierende Instanz“ (S. 219). Im Folgenden betrachtet Früh die Institutionen und Praktiken der Fernseharchivierung in der Bundesrepublik, da diese die „Programme des Fernsehens entscheidend formieren und formatieren“ (S. 232). Ihre Archiv-Schilderungen über Institutionen, Erschließung, Zugang, Digitalisierung und Vernichtung sind größtenteils vom Thema „Tatort“ entkoppelt, referieren jedoch auf hohem Niveau die entsprechenden medien- und archivtheoretischen Diskussionen.

Im weiteren Verlauf geht die Verfasserin auf die Bedeutung von Wiederholungen für den „Tatort“ ein. Dabei zeigt sie, dass im ersten „Tatort“-Jahrzehnt durchschnittlich elf Erstausstrahlungen und neun Wiederholungen pro Jahr auf den bundesdeutschen Fernsehgeräten liefen. In den 2000er Jahren waren nunmehr 32 Erstausstrahlungen und 317 Wiederholungen zu verzeichnen – im Jahr 2014 waren es 679 Wiederholungen. Doch nicht die komplette „Tatort“-Geschichte wird per Wiederholung sichtbar gemacht, viele Folgen bleiben „buchstäblich unsichtbar“ (S. 284). Sechs Folgen sind aus inhaltlichen Gründen mit einem Sperrvermerk versehen, beispielsweise „Tod im Jaguar“ (SFB 1996) mit seiner umstrittenen Darstellung von jüdischen Geschäftsleuten.

Des Weiteren scheint das Fernsehen die ersten 20 Jahre der Serie „schlichtweg vergessen“ zu haben: Dem gegenwärtigen Fernsehprogramm gelten die alten Folgen als „zu unansehnlich oder schlicht zu ‚unmodern‘“ (S. 299). Auf DVD ist mittlerweile ein kleines „Tatort“-Gedächtnis erschienen, jedoch konstatiert Früh auch hier große Lücken. Allerdings sei die Verwertungspraxis in Bezug auf die Folgen der 1970er und 1980er Jahre „weniger geschichtsvergessen als die Wiederholungstätigkeit des Programms“ (S. 323). Insbesondere die Serienfans nehmen bei der Vermarktung und gleichsam bei der Erinnerung des „Tatort“ eine wichtige Rolle ein, da sie nach Sendungen fragen, sie sammeln, tauschen, handeln sowie der verschwindenden Erinnerung habhaft werden wollen (vgl. ebd.).

Im Fazit streift Früh auch das Thema der televisuellen Selbsthistorisierungsprozesse, also der fernseheigenen Berichterstattung über den „Tatort“. Darüber hätte man gerne mehr gelesen: Wie wandelte sich die „Tatort“-Erzählung im Lichte seiner Jubiläen? Welche Gesichter und Szenen kehrten in Dokumentationen oder Fernsehbeiträgen im Laufe der Jahrzehnte immer wieder ins Fernsehen zurück? Dies sind Fragen für eine weitere Aufarbeitung des „Tatort“. Judith Früh hat mit ihrer Schrift eine überzeugende und theoretisch fundierte Arbeit vorgelegt und dargestellt, wie in der Vergangenheit Fernsehhistoriografie geschrieben wurde. Damit zeigt sie, dass man immer wieder neue Geschichte(n) entdecken kann.

Martin Stallmann, Frankfurt am Main